

Der Lübecker Volksbote erscheint am Nachmittage jeden Werttages. Abonnementspreis mit Illustr. Beilage „Welt u. Zeit“ frei Haus pro Woche — Montag bis Sonnabend — 45 Reichspf. Einzelverkaufspr. 10 Reichspf.

Redaktion: Johannisstraße 46

Fernruf { 905 nur Redaktion
 { 926 nur Geschäftsstelle

Einzelgenpreis für die achtgespaltene Pettezelle oder deren Raum 25 Reichspfennige, auswärtige 30 Reichspfennige. Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 20 Reichspfennige. Reklamen 90 Reichspf.

Geschäftsstelle: Johannisstraße 46

Fernruf { 926 nur Geschäftsstelle
 { 905 nur Redaktion

Lübecker



Volksbote

Tagesszeitung für das arbeitende Volk

Nummer 127

Freitag, 4. Juni 1926

33. Jahrgang

Siebenhundert Jahre im Zeichen der Republik

Lübeck!

von

Senator Paul Löwig

Siebenhundert Jahre hat Lübeck sich selbst verwaltet und regiert und ist im allgemeinen gut dabei gefahren. Niemals hatte die Stadt das Bedürfnis oder den Wunsch, sich einem Monarchen zu unterstellen, sondern sie war stets bestrebt, unabhängig von Kaiser und Fürsten ihre eigenen Interessen nach besten Kräften wahrzunehmen. Lübeck hielt für sich immer die republikanische Staatsform, die es ihm ermöglichte, sein Schicksal nach eigenem Ermessen zu gestalten, für die zweckmäßigste. Natürlich ist es nur mit Einschränkungen richtig, daß ein kleines Staatswesen sich sein Schicksal nach eigenem Ermessen schaffen kann. Es ist immer abhängig von den Geschehnissen, die sich in seiner Umwelt abspielen. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß Lübeck nunmehr 700 Jahre lang eine selbständige Existenz der Republik geführt hat.

Im Jahre 1226 haben Abgesandte des Lübecker Rates den damaligen Hohenstaufenkaiser Friedrich II., der sich niemals um die nördlichen Teile seines Reiches kümmerte und der wahrscheinlich von Lübeck und seiner Bedeutung für den Ostseehandel herzlich wenig wußte, durch diplomatische Ränke und vermutlich auch durch materielle Opfer dazu bewogen, der Stadt die Reichsfreiheit und noch manche andere für sie nützliche Privilegien und Gebietserweiterungen zu geben. Damit ausgerüstet und von frischer Latkraft befeuert, vermochten die Lübecker, im wesentlichen die Kaufleute, ihre Stadt bald zu großer Bedeutung und hoher Blüte zu bringen. Lübeck wurde nicht nur das Haupt des mächtigen Hansabundes, sondern von hier aus wurden neben Kaufmannsgütern auch bedeutende Kultur- und Kunstwerte, die von Lübecker Künstlern geschaffen waren, nach den nordischen Ländern exportiert. Der Zweck war dabei natürlich immer mehr oder weniger egoistisch, auf Gelderwerb gerichtet. Man nahm ebenso gern Bestellungen auf Wälder und Bildwerke wie auf Salz und andere Handelsartikel entgegen. Dabei wurden die Kaufleute und Schiffseigner reich. Von den Künstlern weiß man das nicht genau, doch ist es nicht sehr wahrscheinlich. Sie hatten auch im übrigen nicht viel zu melden.

Der Reichtum ihrer Bürger fand seinen Ausdruck auch in der Gestaltung der Stadt, in der Schaffung von architektonisch reizvollen Gebäuden sowohl für Wohnzwecke wie für kirchliche und öffentliche Bedürfnisse. Die alten Kaufmannshäuser mit ihren überaus geräumigen Dielen und schönen Giebeln, die mächtigen Kirchenbauten aus Backstein, übertrug von wolkenhohen Turmpyramiden, das eigenartige reichbetürmte Rathaus, die festen wehrhaften Tore sind noch heute eindrucksvoll Zeugen jener Blüte Lübecks, die der Verleihung der Reichsfreiheit folgte.

Die deutschen Kaiser kümmerten sich um das reichsfreie Lübeck noch weniger als vordem um die Travestadt. Sie hatten andere Sorgen. In Lübeck sah man das wahrscheinlich auch gar nicht ungern. Denn so konnte man große Politik auf eigene Faust treiben. Aus der Geschichte wissen wir, wie, unter Anwendung von Macht und List, Lübeck seinen Vorteil zu wahren wußte und dabei mit Königen und Fürsten, die sich schon damals als solche „von Gottes Gnaden“ bezeichneten, ohne Rücksicht hierauf, ziemlich unbedenklich umging. Noch heute sind manche unserer Mitbürger einigermaßen stolz darauf, daß einst von Lübeck Könige ab- und eingesetzt worden sind. Hauptsächlich, weil Könige abgelegt wurden. Den Stolz müßten sie eigentlich gerade gegenwärtig wieder besonders stark empfinden, denn wir durchleben ja in den letzten Jahren eine Zeit, die für die Konjunkturen des Monarchengewerbes nicht eben günstig ist.

Daß aller Ruhm und alle Größe vergänglich und nichts dauernd als der Wechsel ist, hat auch Lübeck erfahren müssen. Nach ein paar hundert Jahren ganz erstaunlicher Macht und außerordentlicher Blüte folgte der Niedergang, der nicht allein auf unglückliche kriegerische Unternehmungen, sondern auf veränderte wirtschaftliche Verhältnisse zurückzuführen war, die allmählich das Schwergewicht des Handels von der Ostsee nach der Nordsee verlegten. Alle Anstrengungen, wieder zu neuem Glanz zu gelangen, waren vergeblich. Dennoch hielt man in Lübeck zähe an der Selbständigkeit fest und bewahrte sie, abgesehen von der französischen Zeit zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, bis auf den heutigen Tag. Und es kann wohl mit Recht gesagt werden, daß der Grund für dieses unbeirrbar Festhalten an seiner Selbständigkeit nicht nur in geschichtlichen Erinnerungen sondern in der gesunden Rücksichtnahme auf eigene wirtschaftliche Interessen liegt, die zugleich deutsche Interessen sind. Auch wer, wie wir, die deutsche Kleinrenterei nicht als ein Glück für unser Vaterland betrachtet, muß vom

lübeckischen Standpunkt aus anerkennen, daß die Erhaltung seiner Selbständigkeit für Lübeck wünschenswert ist, solange nicht auch die übrigen deutschen Länder sich zum Aufgehen in die große deutsche Republik entschließen.

War Lübeck bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fast ausschließlich Handelsstadt, so änderte sich das, als man erkannt hatte, daß die Inaktivität der Jahre der alten Trägerkorporation: „Das Mierum ist unser Ruhm“, kein zu neuem Leben erweckendes Rezept ist. Überall, besonders im Westen Deutschlands, entfaltete sich die Industrie und schuf Reichtum und wirtschaftlichen Aufschwung. Lübeck ging nunmehr planmäßig daran, eine große Industrie an den Ufern der Trave auszubauen und dafür passendes Gelände mit erheblichen Kosten herzurichten. Heute sehen wir gewaltige industrielle Werke und Werstanlagen sich am unteren Laufe der Trave ausdehnen und ihre hohen Schöte zum Himmel rücken. Das Hochofenwerk wurde unter starker Beteiligung des Staates errichtet, zur Belegung der Schiffahrt hat neuerdings der Staat eine neue Reederei gegründet, und auch auf anderen Gebieten rührt sich die alte Hansestadt. Sie will nicht ein totes Museum, wie Brügge es ist, sein, sondern fühlt sich lebendig und kräftig und entnimmt aus einer großen Vergangenheit die Verpflichtung, sich eine neue verheißungsvolle Zukunft zu schaffen.

Unter den alten Hanseaten verstand man eigentlich gewöhnlich nur die Kaufleute, die „ihre Welt auf Schacher und Geld“ gestellt hatten, wie Bett Bogner sagt. Das waren tatkräftige, gottesfürchtige und oft bedenkenlose Leute, die um zu verdienen auch etwas riskierten. Die Handwerker, Gelehrten und Künstler spielten in der Stadt eine viel geringere Rolle. Die Arbeiter hatten überhaupt nichts zu melden. Von ihnen berichtet die Chronik nichts, höchstens daß mal einer oder der andere wegen irgend eines Vergehens an Leib und Leben gestraft wurde. Und in den fünfsten interessierte man sich neben Amtsangelegenheiten hauptsächlich für gefüllte Krüge. Geisentlich rebellierten die Gelehrten auch einmal, aber mit den Staatsgeschäften wurden sie nicht behelligt. Das verlangten sie wahrscheinlich auch gar nicht. Sie waren sich ihres Wertes und der Bedeutung ihrer Arbeitsleistung für den Staat kaum oder überhaupt nicht bewußt. Geistige Interessen dürften sie kaum besessen haben. Unter solchen Umständen konnten die Kaufleute ziemlich ungehindert das Regiment führen. Vielleicht abgesehen vom Knochenhaueraufstand oder der Mollenwener-Epizode.

Erst im neunzehnten Jahrhundert drängten sich auch in Lübeck die werktätigen Volksschichten an und verlangten Beteiligung an den Staatsgeschäften. Als 1848 die revolutionären Frühlingstürme vom Westen her über Deutschland brausten, mußte der Lübecker Rat sich wohl oder übel bereithalten, weitere Kreise zur Mitverwaltung des Staates heran-

zuziehen. Doch zunächst war das Verlangen nach Mitbestimmung nur ein gefühlsmäßiges, nicht zielklares. Das kam erst dann, als die Arbeiterschaft sich ihrer Lage bewußt wurde, sich organisierte und planmäßig ihre politische Gleichberechtigung neben der Besserung seiner geistigen und wirtschaftlichen Belange erstrebte. Nur widerstrebend und ganz allmählich bequemen sich die herrschenden Kreise dazu, einen geringen Bruchteil ihrer bisherigen Macht den bisher davon Ausgeschlossenen abzulassen. Den weit überragenden Einfluß behielt man sich vor. Erst nach Kriegsende, 1918, wurden die Arbeiter gleichberechtigte Bürger unseres Stadtstaates. Und sie haben in jeder Beziehung durchaus Verständnis für die Bedürfnisse Lübecks gezeigt, mehr als manche, die sich nach Stand und Herkunft ohne weiteres zur Führung von Staatsgeschäften für besonders befähigt hielten.

In den siebenhundert Jahren seiner Reichsfreiheit hat Lübeck als selbständiger Staat seine Lebenskraft und seinen Lebenswillen gezeigt. Die Freiheit und Möglichkeit, seinen Bedürfnissen entsprechend zu handeln, befähigten die Stadt, auch nach schwerem Niedergang immer wieder hoch zu kommen. Sie hatte vor dem Weltkriege wieder eine achtunggebietende Stellung erreicht. Gegenwärtig leidet sie, wie andere Städte auch, schwer unter der wirtschaftlichen Krise. Die großen Werke sind nur zum kleinen Teil beschäftigt, Handel und Schiffahrt kochen, der Lebensnerv ist sehr geschwächt. Alle Kreise der Bevölkerung sind stark daran interessiert, daß bald eine Besserung eintritt.

Durch die Siebenhundertjahrfeier werden die Augen der Welt auf Lübeck gerichtet. Die Zeitungen des In- und Auslandes bringen Abbildungen von unserer Stadt und Artikel über ihre Geschichte, sie weisen auf ihre Bedeutung für den Verkehr hin. Kaufleute, Gelehrte und Staatsmänner kommen in großer Zahl nach hier und werden Führung nehmen mit den hiesigen Kreisen der Wirtschaft. Auch Vertreter der Arbeiter in nordischen Stadtwahlungen, Redakteure von Arbeiterzeitungen sind angemeldet. Wir sehen sie gern in Lübeck und freuen uns über ihren Besuch. Um so mehr ist es jedoch zu bedauern, daß in Lübeck kein Weg gefunden worden ist, der die fremde Teilnahme der organisierten Arbeiter an der Feier ermöglicht hätte. Darüber, daß alles getan werden muß, was dazu dienen kann, Handel und Wandel zu fördern, besteht wohl in der gesamten Bevölkerung Lübecks keine Meinungsverschiedenheit. Es ist aber wohl kaum anzunehmen, daß eine Veranstaltung, wie die Siebenhundertjahrfeier es ist, eine sofort spürbare Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse Lübecks herbeiführen wird. Wer das erwartet, der wird enttäuscht werden. Dennoch wird nur der allmählich wieder vorwärts kommen, der sich selbst rührt.

Der Festakt im Stadttheater

Wie im ganzen Bild der Feier, soweit es sich bisher übersehen läßt, die Frage der ästhetischen Gestaltung zweifellos hervorragend gelöst ist, so hat auch das Stadttheater am heutigen Vormittag ein vorzügliches Bild. Auf eine Verzierung des goldüberladenen Zuschauerraums hatte man ganz verzichtet. Die Bühne dagegen, schwarz ausgeschlagen, das Mahlanische Festzeichen in tiefendimensionaler, wenige Fahnen und Wappen als einzigen Schmuck repräsentierte vorzüglich würdigen Geschmack.

Repräsentativ in der Erscheinung, vornehm, korrekt, kühl wirkte auch Senator Dr. Vermehren, der die Ehrengäste im Namen des Senats und der Bürgerschaft (!) begrüßte. Korrekt, einwandfrei und etwas farblos war auch seine Ansprache, die wir an anderer Stelle in ihren wesentlichen Teilen wiederzugeben. Nur ganz zum Schluß klang etwas durch von den Aufgaben der Parteien in Lübeck, was sich fast wie eine väterliche Rüge anhörte. Wir nehmen an, daß es nicht so gemeint war.

Im Auftrag des Reichspräsidenten, des Kanzlers und der Reichsregierung erwiderte als erster Reichsverkehrsminister Dr. Rohne gut, ernst, nicht ohne auf das Uebermaß an Festen und die herrschende Wirtschaftskrise leise hinzuweisen.

Sehr viel weniger erregend, besonders angesichts der vielen ausländischen Gäste waren die stark nationalitisch gefärbten Worte des Vizepräsidenten des Reichstages Kießer, der den erkrankten Präsidenten Löbe vertrat. Die Festversammlung beantwortete sie mit demonstrativem Beifall.

Als dritter Vertreter des Reiches sprach der bayrische Gesandte Dr. Preger im Namen des Reichsrats. Bekenntnis zum Föderalismus war der Inhalt seiner freundlich gehaltenen Worte.

Nun kamen die Fremden an die Reihe. Als erster, mit Spannung erwartet, der Berliner Botschafter der russischen Sowjetrepublik, Krejzinski. Klein, dunkel, gewandt, mit der deutschen Sprache noch etwas kämpfend, aber äußerst geschickt dankte er zugleich im Auftrage sämtlicher geladenen Ostseerationen dem Lübecker Senat für die Einladung. Für Lübecks heroische Vergangenheit und für seine gegenwärtige Stellung — er nannte Lübeck den bedeutendsten Umschlaghafen der Ostsee — fand er hochanerkennende Worte. Naive Gemüter, die sich Volkshewisten noch immer als eine Art Menschenfresser vorstellen, und auf revolutionäre Töne gerechnet hatten, waren schwer enttäuscht.

Dem Sammelgruß des Russen folgten die Grüße der einzelnen Staaten. Zuerst der Staatspräsidenten des nur gewinnungsermaßen selbständigen Staates Danzig, Dr. Schim, eine vornehme Gestalt von überragender Größe, freudig begrüßt von allen Versammelten. Er sprach von Danzigs Entstehung als Tochterstadt Lübecks und kündigte ein wertvolles Festgeschenk für Lübecks Silberhochzeit an.

In schneller Folge sprachen dann die Vertreter Finnlands, Lettlands, Estlands, Litauens, Schwedens, Norwegens, Dänemarks, alle in demselben Ton herzlicher Freundschaft, wie es bei solchen Festen üblich ist, an Statistikeit der Erscheinung besonders hervorragend unter ihnen der ehemalige dänische Ministerpräsident Gen. Zahle, zurzeit dänischer Gesandter in Berlin.

Als letzter überbrachte der mecklenburgische Ministerpräsident Frhr. v. Brandenhein die Grüße der beiden Mecklenburg, zugleich in Stellvertretung der ostdeutschen Regierung, wobei ihm das charakteristische Mißgeschick widerfuhr, daß er von

„Großherzogtum“ Oldenburg sprach; d. h. er kam nur bis zum Groß . . . , der Rest wurde noch schnell verschluckt.

Eine kurze herzliche Erwiderung des Senators Dr. Vermehren und dann erhielt Dr. Endres das Wort zur Festrede.

Es war eine Rede, die weit über dem Niveau üblicher Festreden stand, ein Kunstwerk nach Form und Gehalt, voller Gedanken und voll hohen Schwunges. Vieles, vielleicht das Meiste in Lübeds Vergangenheit sehen wir anders als Endres. Der Leistung, in so kurzer Zeit vor einer durch viele Reden ermüdeten Versammlung, ein wirkliches gefaltetes Bild des stolzen Lübed zu geben, in dem kein Zug fehlt, die Vergangenheit nicht und die Gegenwart nicht, der Charakter der Landschaft nicht und nicht der der Menschen, das alles vielfach Gehörtes zu neuem eigen geformtem Bild zu formen, vermögen wir unsere hohe Anerkennung nicht zu verlagern.

Der stehend gesungene dritte Vers des Deutschlandliedes beschloß die würdige Feier. Würdig war sie, taftvoll hielt man sich von Verheßendem fern, umging die vielfach unwürdige rauhe Wirklichkeit. Was gesprochen wurde, war zum weitaus größten Teile unangreifbar. Schlimm war nur, was nicht gesprochen wurde. In den ganzen zahlreichen Reden zur Ehre der uralten Republik Lübed, zur Ehre der jungen Republik Deutschland fiel nicht ein einziges Mal das Wort — Republik.

Die Begrüßungsrede Dr. Vermehrens

Der Redner begrüßte in erster Linie den Vertreter des Reichspräsidenten, des Reichsanzlers und der Reichsregierung, den Vizepräsidenten des Reichstages und die Mitglieder des Reichsrates. Weiter die Vertreter der nordischen Länder Rußland, Schweden, Dänemark, Finnland, Norwegen, Lettland, Estland und Litauen, mit denen Lübeds wirtschaftliche Bestrebungen stets aus engefernter Vergangenheit verbunden sind und mit denen das durch den Weltkrieg zerrissene oder gelockerte Band neu zu knüpfen als seine wichtigste Aufgabe erachtet. Auch den Vertretern der Lübed benachbarten deutschen Länder Mecklenburg-Schwerin, Oldenburg und Westfalen sowie den Vertretern der Senate und der Bürgerschaften der Schwesterstädte Hamburg und Bremen, sowie den zahlreichen Vertretern von Landesbehörden und den Abgesandten nordischer und deutscher Städte und Organisationen galt sein Gruß.

Der Redner führte u. a. weiter aus: Was der 700-Jahr-Feier der Reichsfreiheit ihre Bedeutung verleiht, ist nicht in erster Linie die Empfindung fremdiger Genugnung über eine große Vergangenheit. Ihr Wert besteht in höherer Maße darin, daß der Rückblick uns Lübedern eine eindringliche Lehre für unser zukünftiges Verhalten sein soll. Drei Dinge sind es, die wir vor allem erkennen müssen. Zunächst ist der große Wert der Selbstständigkeit hervorzuheben. Durch sie wurden alle Kräfte in der kolonialistischen Welt nach außen und der Heranbildung bürgerlicher Tugenden im Innern zu höchsten Leistungen entwickelt. Auf das Reich konnte Lübed nicht rechnen. Die deutschen Kaiser hatten für den Norden Deutschlands und den Seeverkehr kein Verständnis und Interesse. Auf sich selbst gestellt, hat Lübed sich und wegemäßig seine Ziele verfolgt und auch die schwierigsten Zeiten überwunden. Ich will hier nur erinnern an die durch den holländischen und später den großen nordischen Krieg verursachten Störungen und Erschwerungen des Handels, der eigentlichen Erwerbsquelle der Stadt, und die aus ihrer großen Schuppenlast sich ergebenden Schwierigkeiten. Dennoch gelang es Lübed, wenn es auch den alten Glanz der Hansezeit nicht wieder erreichte, im Laufe des 18. Jahrhunderts durch die umfangreiche Vermittlung des Handels von Rußland und Skandinavien mit Deutschland und über Hamburg auch mit dem außerdeutschen Europa und mit den überseeischen Ländern An-

sehen und Wohlstand zurückzugewinnen. Durch die siebenjährige Fremdherrschaft verarmte Lübed aufs neue. Es hat trotz dieser vernichtenden Prüfung den größten Wert darauf gelegt, seine Selbstständigkeit zu bewahren, um frei und ungehemmt am Wiederaufbau wirken zu können. Der Weg war dornenvoll und schwierig, denn es konnten die zerstörten Handelsbeziehungen nur langsam wieder erneuert, der gänzlich erloschene Schiffsverkehr nur allmählich wieder belebt werden. Im Laufe der Zeit waren ungeheure, der modernen Verkehrsentwicklung sich entgegenstellende Hemmnisse zu überwinden. Erst im Jahre 1851 konnte die Bahn nach Büchen, erst 1864 die nach Lüneburg und 1865 die nach Hamburg dem Verkehr übergeben werden. Unter dem Schirm und Schutz des 1871 neuerrichteten deutschen Reiches nahm auch Lübed an dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung kräftigen Anteil. Nach der Verbesserung der Hafenanlagen und des Travelaufes Anfang der 80er Jahre sowie nach der Eröffnung des Elbe-Trave-Kanals am 16. Juni 1900 erfuhr die schon seit 1870 sich mehr und mehr entwickelnde Industrie auch durch Großbetriebe — es sei nur allem das Hochofenwerk genannt — eine außerordentliche Bereicherung und Belebung. So kam es, daß bei Beginn des Weltkrieges Lübed zu den in hoher wirtschaftlicher Blüte stehenden deutschen Großstädten zählte. Nun sind durch die untragbaren Folgen des zu Deutschlands Ungunsten entschiedenen Völkerringens wie im ganzen deutschen Vaterlande auch in Lübed die wirtschaftlichen Grundlagen abermals auf das schwerste erschüttert. Eine mühselige Arbeit des Wiederaufbaues hat begonnen und dunkel liegt die Zukunft vor uns. Aber die Erinnerung an die zähe Ausdauer unserer Vorfahren soll uns im Kampfe stärken und uns ermahnen, unverdrossen auszuhalten, um auch diese schlimme Zeit zu bezwingen und das Verlorene wiederzuerlangen. Das alte niederdeutsche Wort: „Wi stahd doör, wie möt da döör“ muß unsere Losung sein.

Das zweite, was wir aus der Geschichte unserer Stadt lernen sollen ist die Vereinigung aller brauchbaren Kräfte auf die Förderung der lebensnotwendigen Belange. In den großen Zeiten der Hanse und auch in den späteren schwierigen Perioden der geschichtlichen Entwicklung Lübeds hat stets das wirtschaftspolitische Programm den Ausschlag gegeben.

Auch heute muß Lübed sein ganzes Augenmerk darauf richten, wie es auf wirtschaftlichem Gebiete vorwärtskommen und sich gegen die Konkurrenz des deutschen Vaterlandes am besten behaupten kann. Als seine vornehmste Aufgabe erscheint es, die allen wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen den nordischen und östlichen Ländern zu pflegen und immermehr zu erweitern und zu vertiefen. Alle weitsichtigen Köpfe aus Handel und Industrie, Wissenschaft, Gewerbe und Arbeit sollten sich zusammenschließen, um diese Förderung von Wirtschaft und Kultur zu erreichen. Einen glücklichen Anfang in dieser Richtung setzen die mit staatlicher Unterstützung ins Leben gerufene Schiffsfahrts-Gesellschaft der Lübed-Linie sowie die neue staatliche Kreditanstalt, die der Aufrechterhaltung vieler Betriebe des gewerblichen Lebens in schwerer Lage unschätzbare Dienste geleistet hat. Auch die im Anschluß an die Nordische Woche stattgehabte Gründung der Nordischen Gesellschaft gehört hierher. Dieser Weg muß zielbewußt weiter beschritten werden. Die große Politik wird im Reich gemacht. Die parteipolitischen Gegensätze müssen im Reichstage ausgeglichen werden. Unserer Stadt kann es nicht zum Nutzen gereichen, ein unfruchtbares Abbild dieser Kämpfe darzustellen. Für uns kommt es nicht darauf an, die Gegensätze zu verschärfen, sondern gemäß der am alten Holstentor stehenden Mahnung „concordia domi foris pax“ zu mildern und auszugleichen.

Bei solcher Würdigung der 700-Jahr-Feier kann Lübed für seine Zukunft die besten Hoffnungen und Bestrebungen und Pflichten keine bessere Unterstützung erfahren, als durch die Anerkennung des übrigen Deutschlands und der wohlgesinnten Staaten des Auslandes. Wir dürfen daher in der zahlreichen Teilnahme möglicher Persönlichkeiten an unserer Jubiläumsfeier ein gutes Omen erblicken. Lassen Sie mich nochmals für Ihr Erscheinen den herzlichsten Dank Lübeds aussprechen, indem ich damit den Wunsch verbinde, daß auch Ihnen der Aufenthalt in unserer im Schmuck des Frühlings und des Festgewandes prangenden freien Stadt sich freundlich und erinnerungswert gestalten möge!

allen deutschen Ländern Landesverweser einsetzen soll. Grund dieser Mitteilung des Herrn Dr. Friedensburg habe ich in unserer telephonischen Unterhaltung erklärt: „Wenn die Dinge so liegen, dann greifen sie nur ordentlich durch.“ Diese Äußerung ist für jeden Anhänger der Verfassung selbstverständlich, wenn er auf Grund von Mitteilungen von autoritativer Stelle unter dem Eindruck steht, daß solche Dinge tatsächlich beabsichtigt waren. Von dieser Unterredung habe ich auch der volksparteilichen Presse bei einer am nächsten Tage stattgehabten Zusammenkunft Kenntnis gegeben. Mit der Kernfrage, ob die Voraussetzungen für solches Vorgehen tatsächlich gegeben waren, hat die unter diesen Umständen damals erfolgte Antwort gar nichts zu tun.“ Stresemann versicherte zum Schluß, daß er sich bisher nicht habe davon überzeugen können, daß die Voraussetzungen für ein Vorgehen der preussischen Regierung tatsächlich gegeben waren, am allerwenigsten für Hausungen, „bei führenden Herren der rheinisch-westfälischen Industrie“. Daß es darum geht, davon habe er rein gar nichts gemerkt. — Ein echt Stresemann'scher Eiferstachel, mit Butter für seine ehemaligen Schwerindustriellen Brotgeber gebaden.

Wer sind die schwarz-weiß-roten Auslandsdeutschen?

Ein paar Emporkömmlinge, die ihre Staatsangehörigkeit längst aufgaben

Buenos Aires, im Mai 1926. (Fig. Bez.)

In dem durch das Dekret des Reichspräsidenten neu belebten Flaggenkampfe hat sich die Deutsch-Republikanische Vereinigung für die La-Plata-Staaten mit folgendem Manifest an die Öffentlichkeit gewandt und lebhaften Nachhall in der argentinischen Presse aller Richtungen gefunden:

„Das Dekret des deutschen Reichspräsidenten, das die offizielle Wiederverwendung der kaiserlichen Flaggenfarben durch die Auslandsvertretungen des Reiches verfügt, hat bei allen deutschen Republikanern am La Plata (Schmerzliche Erinnerung) hervorgehoben.“

Die Verfügung verstoßt in jeder Beziehung vollkommen ihren Zweck. Der Flaggenkampf, in letzter Zeit im Abflauen begriffen, wird nunmehr von neuem entfacht und im Auslandsdeutschtum offiziell verewigt. Bedenklicher ist es, daß das Ausland in dieser Verfügung, die gegen die Verfassung verstößt, ein Wiederaufleben militaristisch-diktatorischer Geistes der deutschen Regierung erblicken muß. Im Deutschen Reich selbst erscheint das Dekret als beschämende Preisgabe des republikanischen deutschen Mehrheitswillens an die Gegner der deutschen Republik.

Die D. R. V. nimmt deshalb mit diesem Manifest Stellung zu der Verfügung des Reichspräsidenten und erklärt, daß sie sich eines Sinnes weiß mit den Millionen Deutschen im In- und Auslande, die im Interesse der Republik und des deutschen Vaterlandes der Reichsregierung nicht folgen werden auf ihrem Abwege einer übertriebenen Bereitwilligkeit zu moralischer und materieller Nachgiebigkeit an ehemals regierende Despoten, die heute Ansprüche auf deutsches Volkvermögen erheben.“

Dazu schreibt unser Korrespondent:

Das Dekret des Reichspräsidenten beruht auf grundsätzlichen Irrtümern. Die überwiegende Mehrheit der Auslandsdeutschen in Südamerika ist in Deutschlands politischen Fragen weit indifferent, als Hindenburg und sein Reichskanzler Behnke glauben möchten. Was bedeutet es denn im Hinblick auf das Ganze, wenn von der reichlichen Million Deutschbürtigen, die Südamerika bewohnen, in Rio de Janeiro 1700 Deutschen sich für Schwarz-Weiß-Rot erklären? Außerdem sind die Hauptträger des deutschen Nationalismus meist freiwillig aus Geschäftsmännischen Bürger und Wähler der südamerikanischen Staaten geworden und dürfen damit wohl das letzte Anrecht zur Willensäußerung in Deutschlands politischen Fragen ausgeüben haben. Der alldeutsche Urwaldstrompeter Eugen Joquet — von Hause aus Sozialist und Franzose — ist Brasilianer, und Herr Emilio Jarks, dessen „Deutsche La-Plata-Zeitung“ sich heute für das Mitbestimmungsrecht der Auslandsdeutschen einsetzt, ist Argentinier und hat vor zwei Monaten in seinem Blatte vor Begeisterung über den Francofolio spanisch gestammelt.

Aus Blumenau, der „deutsche“ unter den deutschen Kolonial-Südamerikas haben zwei Männer — ein Apotheker und ein Arzt — im Kriege den Weg zur deutschen Kampfrfront gefunden. Nach ihrer Rückkehr aus dem Kriege wurden sie von den dortigen Vierbalkenstrategen als demokatisch verfeindete schlechte Deutsche infamiert und hincastriert.

Das tatsächliche Verhältnis der Deutschbürtigen Südamerikas zu Deutschland wird, soweit es überhaupt besteht, unter dem wirtschaftlichen Druck der Emporkömmlinge, die ihrem oft gegen deutsches Interesse gemachten Reichtum eine „vornehme“ Weltanschauung schuldig zu sein glauben und durch das Geschrei der alkoholisch leistungsfähigsten hiesigen Vereine in völliger Entstellung von drüben aus gesehen. Die wenigsten Auslandsdeutschen sind in der Lage und auch im Grunde gewillt, einer mutwilligen Verschlechterung des Verhältnisses zwischen Deutschland und den teils ehemals feindlichen Staaten Südamerikas fortgesetzt mitanzusehen. Die energische Kritik der Presse des im Kriege neutralen Argentinien an der Haltung der deutschen Regierung sollte in Berlin als Warnung mehr Beachtung finden, als alle Zustimmungstelegramme der anberufenen Vorwörter des Auslandsdeutschtums.

Frankreichs Finanzpolitik

Paris, 4. Juni. (Radio.)

Da die Kammer auf Verlangen der Regierung die Diskussion über die finanzielle Lage vertagt hat, gewinnt die Erklärung an Bedeutung, die der Finanzminister Peret am Donnerstag abends in der Finanzkommission abgegeben hat. Der Leiter der französischen Staatsfinanzen setzte die Lage des Devisenmarktes und die Gründe des jüngsten Frankensinkens auseinander. Er gab Aufklärung über die Mittel, die zur Stützung des Frankens verwendet werden. Es ist zu diesem Zweck nur ein Teil der Randvermächtnisse gebraucht worden, während der Goldbestand der Bank von Frankreich unangefastet gelassen worden sei. Zum Schluß seiner Ausführungen wurde der Minister über die Stabilisierung der Währung befragt. Peret gab die Erklärung ab, daß er im Prinzip die Stabilisierung billige, jedoch erscheint es ihm vorzeitig, gegenwärtig eine Stabilisierung der Währung durchzuführen.

Berlin, 3. Juni. Reichshandelsdirektor Oeler geftorben. Der Generaldirektor der Deutschen Reichshandelskammer, Reichsminister a. D. Rudolf Oeler ist am Donnerstag nachmittag 5 Uhr gestorben. Oeler erreichte ein Alter von 69 Jahren. Er gehörte der demokratischen Partei an, war früher fast drei Jahrzehnte Redakteur der Frankfurter Zeitung, früher Abgeordneter des preussischen Landtags und des Reichstags. 1919 wurde der Verordnete Mitglied des preussischen Staatsministeriums, 1921 Landesparlamentarier der Provinz Sachsen, 1922 übernahm er das Reichsministerium des Innern und 1923 wurde er Reichsverkehrsminister.

Stadtholz, 3. Juni. Zum Regierungsrat. Die beiden sozialdemokratischen Mitglieder der Staatlichen Arbeitslosen- und Arbeitsbeschaffungskommission haben sich mit dem Kabinett solidarisch erklärt und ebenfalls ihr Amt zur Verfügung gestellt.

Der Lübeder Senat verlaublich

Von der Senatskanzlei geht uns das folgende Schreiben zur Veröffentlichung zu:

Der Senat nimmt Veranlassung, aus dem Originalbericht des Lübedischen Geländes vom 15. Mai 1926 über seine Besprechung mit dem Regierungsschreiber Dr. Schmidt vom Reichspräsidentium in Berlin folgendes bekannt zu geben:

Einem ausbrüchlichen Eintritte des Senates entspreche hat der Lübedische Gelände Herr Senator Dr. Schmidt am 15. Mai d. J. nachmittags 10.15 Uhr um eine amtliche Auskunft hinsichtlich unter Verfügung von Aktenmaterial gebeten, ob und in welchem Umfange Justizrat Clog als Kapp-Büchse beteiligt gewesen sei. Darauf hat Herr Senator Dr. Schmidt telephonisch erklärt, er werde dem gewünschten Stoff herauszusuchen lassen und in etwa 1 bis 2 Stunden Rückmeldung geben. Er bemerkte dabei, Justizrat Clog sei seit in jedes Staatsrechtsverfahren der letzten Jahre verwickelt gewesen, doch habe keine Verwicklung nie zur Einleitung eines Verfahrens angeführt. Zuletzt sei Clog in das Verfahren gegen General (Anschlag gegen General von Seuff) verwickelt gewesen.

Auf weiteren Anruf um 12.15 Uhr teilte Herr Senator Dr. Schmidt dann folgendes mit:

Es habe bisher nur fest, daß Oberregierungsrat Bang, der leinzeitig in den Kapp-Büchse verwickelt war, ein näher Grund von Justizrat Clog sei. Es läge daher die Möglichkeit — er verheißt sich dann und sagte — die Vermutung nahe, daß Clog von den Dingen (Kapp-Büchse) Kenntnis gehabt habe. Näheres hierüber sei nur aus den Akten über den Jagom-Brosch zu ermitteln, die sich beim Reichsgericht in Leipzig befinden. Hier in Berlin beim Reichspräsidentium befinden sich, so fügte er hinzu, nur länderliche Aktenunterlagen und kein vollkommener Material. Sei dem jetzigen neuen Verfahren sei vor einem Schriftwechsel zwischen Bang und Clog mehrfach die Rede.

Es wird bemerkt, daß dieser Bericht, wie eine amtliche Kopieprüfung ergeben hat, in jeder Beziehung zutreffend ist. Der nachstehende genaue Wortlaut der Erklärungen des Herrs Senator Dr. Schmidt darf sich insbesondere auch mit den am zweiten Heft vom Lübedischen Gelände veröffentlichten Renegationsberichten und dem als selbstständigen Aktenvermerk bezeichneten Notizen, die nach dem Inhalt des Berichtes, zunächst telephonisch und dann schriftlich, am 15. Mai d. J. dem Lübeder Senat übergeben worden. Diese Akten sind mit dem überreichten, was die Aktenangabe des Berliner Tageblatts vom 2. Juni d. J. von unternehmender Seite gehört hat.

Von einer deutsch-englischen monarchistischen Verschwörung hat nach dem Bericht des Lübedischen Geländes, Herr Senator Dr. Schmidt überhaupt nicht gesprochen. Der Bericht enthält darüber kein Wort.

Hinsichtlich der amtliche Zusammenfassung des Lübeder Berichtes sind dem Lübedischen Gelände, deren Darstellung in ihren Einzelheiten entsprechend der Gelände nicht in der Lage ist, so hat der Senat nach der zweiten Mitteilung des Lübedischen Berichtes „Republikanisches“ weitestgehende Zustimmung nicht mehr, auf den Untergrund, ob die Erklärung des Lübeder Berichtes, es ist im Hinblick, dem amtlich bei uns erschienenen Bericht, die letzten oder von dem Reichspräsidenten Senat gegeben hat, legt der Senat seinen besonderen Wert.

Diese Verlautbarung, die so merkwürdig abgefaßt ist, daß sie der normale Zeitungsleser ohne ausprüchlichen Kom-

mentar überhaupt nicht verstehen kann, nimmt Bezug auf folgenden Tatbestand.

In dem von uns kurz erwähnten dreiten Brief des Herrn Clog an Sennering nimmt dieser Bezug auf angebliche amtliche Auskünfte eines Meisters Schmidt vom Berliner Polizeipräsidentium. Danach soll Schmidt nach Lübed von einer Verhörschwörung der Auslandsdeutschen mit englischen Monarchisten und ähnlichen Dingen berichtet haben. Das „Berliner Tageblatt“, dem die Sache gleichspanisch vorkam — wir hielten es überhaupt nicht für nötig, von diesem Gefährlichkeits zu nehmen — hatte daraufhin den Wunsch ausgesprochen, Lübed möchte doch von sich aus diese Berichte veröffentlichen.

Das ist der Lübeder Senat nun, d. h. er stellt fest, daß ein solcher Bericht überhaupt nicht existiert. Herr Clog hat also etwas schamer geträumt; derber gesagt, er hat geistwinkelt. Warum teilt das der Senat nicht in einer Form mit, daß auch ein durchschnittlich Begabter es verstehen kann?

Der zweite Teil der Verlautbarung enthält einen klaren Rückzug, einen Rückzug, der als solcher so vernünftig ist, daß wir uns einige sehr nachliegende Anmerkungen dazu für heute verlagern.

Stresemann entschuldigt sich

Berlin, 4. Juni. (Radio.)

Der sozialdemokratische Pressedienst konnte am Mittwoch mitteilen, daß man in den Wandelgängen des preussischen Landtages als offenes Geheimnis erzählt, daß die vom Ministerialdirektor Abegg genannte „führende rechtsextremistische Persönlichkeit“, die das Vorgehen der Polizei gegen die Sozialisten durchaus gestützt und angeleitet hat, kein anderer ist, als der Außenminister Dr. Stresemann. Ob dieser Freistellung große Bestürzung im Lager der deutschen Volkspartei, wo die Hansjochungen bei den der Partei nahestehenden rheinisch-westfälischen Industriellen als das größte innenpolitische Verbrechen seit 1918 gewertet werden. Stresemann mußte sich also sofort rechtfertigen und irgendeine aus der Akten zu ziehen versuchen. Er hat das mit einer Erklärung auf der Tagung des sozialparteilichen Reichsausschusses für Handel und Industrie in Erfurt getan und voll und ganz die Behauptung des sozialdemokratischen Pressedienstes bestätigt, indem er erklärt:

Die Mitteilung von Ministerialdirektor Abegg im preussischen Landtag löste für die Frage, ob das Vorgehen der preussischen Regierung berechtigt war, nur dann Bedeutung haben, wenn deren Verurteilung nach dem Erkenntnisstand der Veröffentlichung der amtlichen Stelle erfolgt wäre. In Wirklichkeit war der Vorgang folgender:

Am dem Tage, an dem der Abgeordnete Giesberts im Reichsausschuss einen eingehenden Bericht sprach, d. h. von irgend einer parlamentarischen Sitzung der preussischen Regierung, habe ich bei dem Ministerialdirektor des Reichspräsidenten von Berlin angefragt, was demnach bei dieser Angelegenheit auf mich habe. Dr. Friedemann antwortete mir zur Einseitigkeit, daß es sich um einen Bericht eines Abgeordneten des Reichspräsidenten und keine Verurteilung durch einen Reichsverweser handele, der gleichzeitig in



Ein Berliner Erlebnis: eine jener ruhigen, unnahbar vornehmen Villenstraßen zwischen Potsdamer Platz, der Verteilungshalle, und Tiergarten, der Dase mit blühenden Goldregenblüchen, stillen Teichen und mächtigen Buchen; am Kurpfuschiedegitter vor einem distrikt



zurückliegenden Palais eines der „obersten Tausend“ lehnt eine Gestalt, hält sich krampfhaft mit beiden Händen an den Eisenstäben fest, stiert schwankend über das Gitter, hinter dem fette Kinder spielen, ältlich und — sinkt langsam wie ein gefällter Baum zu Boden. Ein Krampf durchzuckt seinen Körper; aus seinen geöffneten Augenlidern blinzt das Weiß; von seiner wachsgelben Stirne tropft es, rinnt es in tief eingegrabene Falten. Die Kinder laufen erschrocken ins Haus; ein Portier erscheint und weiß nicht, ob er schimpfen oder helfen soll. Da tun es schon einige Passanten — in der Nähe ist eine Rettungsstelle, bald ist er hingebracht und allmählich kommt er wieder zu Besinnung. Der Arzt aber erklärt einem der Passanten, die den Zusammengebrochenen hingeschleppt hatten: „Ja — totale Entkräftung! Wählig ausgezehrt! Ich bekomme jeden Tag solche Patienten! Großstadt! Ja!“ Da fällt in die Stille das erste Wort des mühsam Erweckten — es löst das Rätsel, es tropft grauenhaft bohrend in die Stille, es entrollt eine Tragödie und heißt: „Arbeitslos —!“

Was er erzählte . . .

In einer nahen Kutschentrippe sah er am Tisch, eine halbe Stunde später, und erzählte. Zwischen durch als er — nicht gierig, sondern langsam, vorsichtig wie ein Hunger-Gewohnter, der an Satteln nicht mehr glauben kann. Vor einem halben Jahr ging es mir noch gut. Wissen Sie, da war ich noch angestellt. In einer Buchhandlung. Als Verkäufer. Aber dann kam der Konkurs. Ich wurde entlassen. Und sah da — mit meiner Frau und drei Kindern. Ich lebe auf seine Hand; er lächelt bitter: „Der Ring ist schon lange verkauft. Was braucht man noch so was, wenn man Hunger hat. — Erst ging es ja noch. Wir hatten etwas gespart. Aber allmählich ging das auch drauf. Dann bekam ich die Unterstützung. Was sind die paar Mark für fünf hungrige Mäuler. Ich lebe von morgens bis abends, zum Nachweis, in Geschäften, in Fabriken, in Privathäuser. Niemand konnte mich brauchen. Überall wollte man entlassen. Anstellen — das hatte keiner vor. Wissen Sie, was das heißt — ein halbes Jahr Tag für Tag nach Arbeit suchen? Und keine finden! Einsehen, daß keine zu finden ist! In meiner Branche gibt es nur mehr Konkurrenz, Abbau und Entlassung. Das Geschäft ist zu flau.“ Langsam rauchte er die angebotene Zigarette. „Das ist

immer noch trümpft. Man braucht nur einmal in Fabriken, in Werkstätten, bei der Heilsarmee, bei Betriebsorganisationen usw. nachzuhören — zu Tausenden werden sie überlaufen; aus jedem Mund der Schrei: „Arbeit!“ und den meisten die Antwort: „Kommen Sie morgen wieder!“ Man braucht nur an Hausstellen vorbeizugehen, an Fabrikatoren — für nichts und wieder nichts hängt nicht überall ein Schild: „Hier können keine Arbeiter mehr eingestellt werden!“ Es sagt zweierlei — man bestürmt um Arbeit, und man hat nur für einen Teil Arbeitsmöglichkeit. Und die Unterstützungsgelder —? Man weiß ja, wie es damit ausseht! Erst muß man eine Weile arbeitslos sein, bis man zu Erwerbslosengeldern kommt; meist ist dann das Geld schon da. Und die Unterstützung, hat man sie glücklich, reicht meist gerade, um notdürftig den stärksten Hunger zu stillen, den primitivsten Bedürfnissen nachzukommen. Man frage nur einmal vor den „Arbeitsnachweisen“, wo man Schlange steht — abgerissen, abgemagert, blaß, mit ruinierten Nervensträngen, die zu springen drohen, mit kaputtene Gliedern, die die ewige Jagd nach Arbeit mehr zermüdet als selbst die Treitmächine, mit hungrigem Magen, den Kartoffeln mit geschmolzenem Gemüse nicht auf die Dauer befriedigen können.

Die Folgen

find katastrophal! Bald stellen sich Krankheiten ein, die das Sich-Durchfressen noch schwieriger gestalten. Die ständige Höchstspannung der Nerven, die ewige Selbstzerquälung und dabei das Wissen, daß man unverschuldet leidet, Frau und Kinder leiden lassen muß, erschüttert das seelische Gleichgewicht — Unzufriedenheit bleibt nicht aus; ohne daß man will, treibt man den kommunistischen Seelenjägern in die Netze. Zu Hause ist stets Hochspannung — ohne daß man will, kommt es zu „Krachs“, zu Szenen, unter denen arme Kinder und ohnmächtig-ringende Frauen fast zusammenbrechen. Ohne daß man will, kommt es hier und da zur letzten Konsequenz, die man verbittert, irre und seelisch krank geworden, zieht — man verbummelt, man kommt auf schlechte Wege; ein kurzer Gerichtsbericht mit der trockenen Erklärung: „Arbeitslos kam er auf die schlechte Ebene“, ein paar Zeilen in der Selbstmordchronik, in Berlin manchmal täglich, illustrieren: „wegen Arbeitslosigkeit vergifteten sich . . .“

Doch — glücklicherweise sind diese Fälle selten, meist durch die seelische Disziplin des modernen Wertetätigen unmöglich. Und noch eins kommt hinzu — nach sind die Frauen da, die mutig und entgangensvoll ringenden Kameraden ihres Mannes; sie quälen sich ab, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und helfen nur doppelt stark, da der Mann ohne Arbeit ist — sie säubern früh morgens Bureaus, sie gehen von einer Aufwartung zur anderen,

ZUM Stempeln



Ich hatte heute Morgen keinen Kaffee. Die Kinder sind ja immer so hungrig. Und die armen Würmer sollen doch erst mal haben. Und das war es wohl — darum ist mir wohl schlecht geworden. Ja — und nun danke ich Ihnen, Herr! Und — und vielleicht wissen Sie etwas für mich, so eine Stelle. Ich bin mit dem Kleinsten zufrieden, Herr! Ja —? Jage kam es aus ihm heraus. Und ich — war zu feige, ihm ein „nein“ zu sagen. Ich verträufelte ihn, wie ihn wohl alle Welt verträufelte. . . . Mit einem Hoffnungs-schimmer wandte er davon. Seine Hoffnung wurde nicht ganz getrübt — eine Wohltätigkeitsorganisation nahm sich seiner an und verschafft ihm nun Gelegenheitsarbeiten.

Wie sieht es aus?

Das dieser Arbeitslose erzählte, wie es ihm ging, wie er zusammenbrach — das war kein Einzelfall, es ist die Regel. Nur ein Zufall ließ einige Menschen plötzlich hier erkennen, was „arbeitslos“ heißt. Wer offenen Auges durch Berlin geht, durch irgendeine andere Großstadt, ja, selbst durch eine Kleinstadt — kann Tag für Tag dem Gespenst der Arbeitslosigkeit begegnen. So — wie er Tag für Tag der unüberlegten Phrase des fatten Bürgers begegnen kann: „Die Kerls wollen ja nicht arbeiten!“ oder „Na, mit den Unterstützungsgeldern haben die ja genug! Was wollen die Leute? Arbeiten brauchen sie dabei nicht und leben können sie damit!“ Ob sie arbeiten wollen! Man braucht nur einen Tag einmal durch Warenhäuser zu gehen, in die Personalabteilung — Hunderte, ja Tausende drängen sich hier, wird einem geantwortet, und bitteln nach Arbeit; und müssen abgewiesen werden, weil der Abbau



sie wägen. Sie helfen aus und schaffen es meist doch, die Familie durch die Not, über die schlimmste Zeit hindurchzubringen. . . . Ihnen, den stillen Dulderinnen und mühsigen Helferinnen des Wertetätigen sei die arbeitsmüde, schwelge Hand gedrückt — wo alles verjagt, sie verjagten nicht!

Jungfer Mutter

Eine Wiener Vorstadtgeschichte von E. A. Chrieken (Schluß) (Nachdruck verboten.)

„Er war nicht —“ schluchzte die Hanni, preßte aber schnell die gealterten Hände an den Mund. „Halt dich zusammen“, viellecht wirft ihn seine tugendhafte Frau mit samt seinem Suben bald hinaus, dann kommt er g'schwind wieder zu dir, denn eine dümmere als dich findst' er gar nirgends, und Charakter hat er schon lang keinen mehr, davon könnt ich dir eine G'schicht' erzähl'n von lang her. — Damals hat er noch alle zwei Arme g'habt — und ich war ein blutjunges Mädel. Wie er heimkommen ist, hat er mich kaum mehr kennen wollen und mich über die Käsel ang'schaut, und er hat doch recht gut g'wußt, er ganz allein — wie er mich g'funden hat, drei Jahre früher. Jetzt weißt's. Wart schon w'gha, er kommt bald wieder. — Er kam aber nie wieder. Zur selben Stunde als die Hanni verstorbt und zerbrochen auf dem Hügel des Judengarten kauerte, lag in dem Zimmer der Leni auf dem grauweißen Teppich mit dem blauen Blümchen ein stiller Mann. Er hatte die Augen weit offen und starrte mit einem klagenenden Blick ins Leere. Um seinen Mund stand ein ödes Lächeln, wie von einem Bildhauer hastig mit dem Daumen in weichen Lehm gedrückt, unferlig oder halb demütigt. Aus der schmalen Brustwand stierte noch das Blut, als die Menschen in das blauweiße Zimmer kürzten und ihn tot fanden. Sein Taschenmesser lag neben ihm, er hatte sich gut getroffen damit. „Warum?“ fragten die Leute seine schöne junge Witwe. Die Leni wurde bleich und rot, zitterte und stammelte züchtig: „Weil ich ihm hab' sagen müssen, daß ich nimmer kein Weiß sein kann, nachdem er meiner falschen Freundin ihr Schatz war. Ich hab' ihm und ihr alles verzeihen, aber vergessen kann ich es nicht.“ Am nächsten Morgen schickte sie den kleinen Polder zu der falschen Freundin, um den letzten Willen des Sterbenden zu erfüllen, damit er nur gewiß rasch Ruhe fände in seinem Grabe. — Der junge Soldat hat die Geschichte seiner Eltern zu Ende gelesen, er dreht die Lampe aus und schaut hinauf zu der bleichen Mondscheibe, die in dem grauen Morgenhimmel verschwindet. „Jungfer Mutter!“ jagte er leise und weich, „bist schon Mutter?“

„Ich hab' nicht geschlafen, Kind.“ „Und ganz g'nau hast du dem „einjamem Spazem“ die G'schicht' erzähl't?“ „Freilich. So wie's halt war. — G'hört und g'hehrt hat er ja selber auch viel, dein Vater hat oft die längste Zeit mit ihm g'teilt, besonders nach seiner schweren Krankheit. Alle Zeit im Haus hat er allerweil auch ausgefragt, und hat über unser ganzes Haus ein großes Buch zusammen g'dacht, mir hat er extra das davon abg'schrieben, weil's dich angeht, aber ich kann's halt nicht lesen,“ leucht' sie belächelt. Er richtete sich auf, fühlte eine Weile nachdenklich auf dem Rand seines Lagers, schlenkerte mit den Beinen langsam hin und her, wie er es als Vorkindchen getan, wenn er über seine Aufgaben brüten mußte, nagt an dem kleinen Finger und dann jagt er langsam mit der sanftlingenden Stimme seiner schönen Mutter: „Sie riechen noch allerweil, die Rosen von — ihr, aber — nimmermehr gut.“ „So mach's Fenster auf. Weißt, sie verwecken halt g'schwind, weil's auf lauter Draht g'hunden sein.“ er nickt ernsthaft und öffnet das Fenster, aber so als ob er etwas Wichtiges täte, dann setzt er sich wieder bedächtig auf sein Lager und betrachtet aufmerksam die Spitze von seinem kleinen Finger. Ein dünner Nebel schwebt draußen über dem Hof; in dem mageren Akazienbaum sirpen die Spazem, sonst ist es still. Die feuchtkalte Morgenluft prömt in das Zimmer und verdrängt langsam den herben Rosenduft. „Mutter! heut' schiden mir der „Frau Mutter“ ihren Bulchen zurück!“ „Warum mein Kind?“ „Weil ich nicht selbst damit hingeh'n mag — und weil ich mein Ledtag nimmer zu ihr geh!“ „Aber Sub! warum?“ stammelte die Hanni erschreckt. „Weil sie gelogen hat, weil sie gesagt hat, daß du der Schatz von meinem Vater warst, Jungfer Mutter!“ Es ist mit einmal, als sei jeder Laut erstorben in der Natur und in den vier Wänden da. Und jetzt ein verschämtes, schwaches, bitterliches Weinen — und gleich danach das atemlose Schweigen wieder — und nun, jählings, ungesühnt, unaufhaltsam, ein widerstandsloses, befreiendes Schluchzen. „O mein Herr und Gott! . . . Leopold! . . . Kind! . . . Wer hat dir die Wahrheit gesagt? . . . Du bist der erste, der das weiß und glaubt! . . . Wer hat dir's gesagt . . . wer!?“ „Ach geh! — Wer? — mein kleiner Finger — und der Polder —“ scherzt der Leopold und dabei schaut er immer auf das

Büchlein, lächelt zufrieden und wirbelt beide Enden seines Schnurrbartens recht selbstbewußt auf. Die alte Jungfer bewegt lautlos die Lippen und meint noch immer vor sich hin. Da fliegt ein Schatten über sein züchtes Gesicht. „Muß nicht weinen“, er deutet lässig hinauf zu der weißen Mondscheibe, die noch am Morgenhimmel steht, und seine Stimme zittert leicht. „Schau nur den Mond an, wie schneeweiß der worden ist, heh! heh! der schämt sich, daß die Luft auf der Welt manchmal keine Augen und kein Hirn im Kopf haben, und 's Herz nur am Sonntag einhängen, wenn's ausgeht“ weil wo was Besonderes passieren kann, wo sie's herzeigen müssen. — Mit den Gesichtern, die sie alle Tage seh'n und mit denen sie alt werden, strengen sie sich nimmer an.“ „Pöbl, zum Erschrecken ist dir das, du redest wie dein selbiger Vater manchmal! — Aber glaub mir, mein Kind, es gibt auch viele gute, gute Leute — ich hab's kennen g'lernt!“ „Du! — Kann schon sein! — Wenn's g'nug g'schwind haben, und wenn man nichts braucht der von ihnen, nachher sein's die allerbesten. — Wer hat dir denn geschrien?“ Der Leopold läßt keine zehn Finger rasch nacheinander knacken und horcht gespannt, dem Barklamm zugewandt. „Na,“ erwiderte die Hanni breit herabsehend, „die Vaternanzünderin hat dir ein Gugelknäuel g'macht und der einkeme Spatz hat mir deine Briefe vorgelesen und dir genau so g'schrieben, wie ich's ihm angelegt hab, und nachher,“ sagt sie sinnend. „Nachher?“ „Anser Herrgott! der hat mich allerweil g'fund sein lassen, mir Arbeit geben, und dich wieder heimg'schickt. Das andere hat halt so sein müssen.“ „Aste! Du redest wie die türkischen Bosnialen!“ „Ich red' von meinem Herrgott!“ jagt die Hanni erstaunt, und als ob sie etwas Unheiliges abwehren mußte. „Ja, ja, freilich, der ist wer!“ „Pöbl, ich bist dich um was,“ fliegt es leise herüber zu ihm durch das graue Dämmerlicht und den letzten faden Rauch der weissen Rosen. „So? — Was? — Du? — na was denn?“ fragt er und starrt auf den alten Fettschirm. „Daß du deine Frau Mutter nicht verzeihen tuft, weil's gelogen hat. Es könnt dir Unheil bringen.“ Der Soldat springt auf, packt sich mit beiden Handflächen an den Schläfen und schüttelt so zwei, dreimal seinen eigenen Kopf gewalttätig nach rechts und links. „Schau, sie ist halt doch deine rechte Mutter!“ bittet es eindringlich aus dem dunklen Winkel zu ihm. „Sie soll meinen Vater wieder lebendig machen!“

Total-Ausverkauf

Damen-Konfektion

unserer
wegen Aufgabe der Abteilung
Gewaltige Preisermäßigung bis **75%** des regulären Wertes
Schwarze Tuchmäntel, Gummimäntel, Kostüme, Haus- und Wollkleider, Kinderkleider, Blusen, Röcke usw.

Zu billigsten Preisen:

Herr.-Washjoppen	7.80	5.95	4.95
Washhosen	7.50	6.50	
Lodenjoppen	12.50	9.80	7.50
Lüstrejackets	12.50		
Herr.-Anzüge	69.—	59.—	44.00
Sommermäntel	59.—	39.50	
Gummimäntel	24.50	19.50	
Breecheshosen	12.80	9.80	
Knab.-Washblusen	6.75	4.95	3.95
Knaben-Washhosen	8.95	2.95	
Washstoffe	1.35	1.25	1.05
Wollmusseline	8.25	2.90	
Washseide	2.20	1.75	
Washzephir	1.—	1.10	1.25

Spielhosen — Hüte — Mützen	
Strohhüte	1.95 2.70 3.95 usw.
Eleg. Herrenstiefel	14.50 18.— 10.50
braune	18.50 17.50
Herr.-Halbschuhe, schwarz	13.00
braune	18.50
Eleg. Damen-Halbschuhe	12.50 10.50 8.50 7.50
braune	15.50
weiße	4.25 3.95
Ledergamaschen	10.45 7.80
Sandalen, Turnschuhe, Pantoffeln	usw. (7419)

Leichte Kleidung für Damen, Herren und Kinder

Ehlers & Reetwisch

Holstenstraße 1 — St. Petri 2 u. 4

Das bekannt reelle Einkaufshaus für Arbeiter und jeden Beruf

Stadthallen - Lichtspiele

Mühlenbrücke 13 Fernsprecher 8749

Das führende Lichtspiel-Theater am Platze!

Heute und folgende Tage das große Festprogramm unter der Regie Friedrich Zeinik 7426

Försterchristi

Die Liebesgeschichte eines Kaisers und eines Mädchens aus dem Volke

Nach der berühmten Operette gleichen Namens in 8 reizenden Akten mit

Lya Mara und **Harry Liedtke**
als Försterchristi als Kaiser Joseph

Briefe, die ihn nicht erreichten

Ein Gesellschaftsskandal in 6 Akten mit Albert Bassermann und Marcella Albani

Die Handlung spielt teils in Europa, teils in China

Erstklassige Orchesterbegleitung!

Zur gefl. Beachtung! Jeden Sonntag 9 durchgehende ungekürzte Vorstellungen, um 2, 5 und 8 Uhr. Zur 2-Uhr-Vorstellung ist der Einheitspreis 1 RM., außer Balkon und Logen. Dieser Eintritt wird bis 3.30 Uhr erhoben. Ab 3.30 Uhr sind die üblichen Preise maßgebend. Kassenöffnung Sonntags 1.30 Uhr.

Beginn der Vorstellungen abends 5 u. 8 Uhr

Warum wollen Sie nicht bei uns die gebotenen Vorteile ausnutzen.



Lagerverkauf
Fachmännische Bedienung
Fortfall hoher Ladenmiete
Fortfall aller unnützen Aufmachungs- u. Verkaufskosten
Gute Qualitätsware
Billige Preise

Wiederum

1 gut fortierter Waggon

Emaillewaren

für Haus und Küche

Lieferer unser Wert

zur Ausfüllung und Ergänzung unserer

Lagerverkaufes

der bekanntlich bei fachmännischer Bedienung und unter Fortfall der heutigen hohen Ladenmieten und aller unnützen Aufmachungs- und Verkaufskosten betrieben wird.

Wir bieten Ihnen

damit wieder bei guter Qualitätsware in Verbindung mit denkbar größter Auswahl, weil bei uns

Fabrik und Abnehmer

im Kleinhandel eng zusammengedrängt werden, die bekannt billigen Preise!

Auch ein größeres Quantum leicht angeforderten und ensgebesserten Ware wurde wieder beigegeben, die bekanntlich weit unter regulärem Fabrikpreis unserer Kundenschaft wieder weiter gegeben wird.

Hausfrauen!

Jetzt ist es günstig und richtig.

die seltene Gelegenheit ist da!

Jetzt Sie nicht umgibt darüber freigen.

Kein Laden! Nur Speicherverkauf!

Lübecker Emaille-Centrale

Oberer Becklerstr. 11 (gegenüber d. Stadttheater)

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

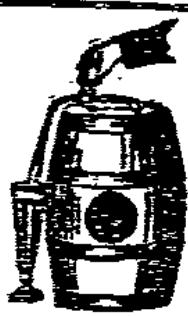
Prima bill. argente. Dampfkessel Dtd. 65

Billig! Zum Ausjucken Billig!

Freitag und Sonnabend in der Markthalle, Stand 14 und 15:

Prima Schweinebraten	1.10
Prima dicke Flomen	90
Frühes hiefiges Schweinefleisch	30
Dickes fettes gefr. Ochsenfleisch	65

W. Strohsfeldt. (7422)



Für jedes Fest!

Bier-Syphon-Versand

Spezialität: H. Pilsener

der Aktien-Brauerei (7395)

CARL LENDER

Hundestraße 62 Fernruf 1071

Sonder-Angebot!

Feinster Tilsiter Fett-Käse nur 80

Tilsiter II 55

Ein Posten alten abgelegerten Tilsiter Käse (nur sol. Vorrat reicht) 25

Max Pauls, Käsegroßhandlung

Gr. Burgstr. 48

Verkauf ab Lager (7434)



Beachten Sie meine guten Qualitäten zu den billigsten Preisen:

Baters Kiebling 8/3

Elegant 10

Mr-Hamburg 10

Meritor 10

Frühe Arbeit 12

Sweet 12

51 Engelsgrube 51

A. Techan (7434)

Pfeifen in großer Auswahl

Samenhandlung

Schelm & Wege, Mengstr. 10

Hilrichs Riesen — Krapfbohnen — Gurken- und Kürbiskerne (7409)

Patent-Zigaretten

Zigaretten

werden in jed. Größe zu den billigsten Preisen angefertigt

Gebührer Heil

Welt Spez. Geig. Unterstrasse 111/112

u. d. Hofstraße (7434)

Baum- u. Holzwaren

Hohemeiler Tannen

Familienfreibad (30 Min. von Schlutup)

Der Besitzer mit Getränken und sonstigen Einrichtungen ist täglich geöffnet.

Fr. Vitense, Selmsdorf. (7455)

Zentral-Hallen

Morgen Sonnabend: (7422)

la. Tagabend-Kap. Clair. jr.!

Margareten-Burg Familien-Kränzchen

Jeden Sonnabend

Lang und Eintritt frei

Hallestelle der Straßenbahn Linien 8 und 9 beim Drägerwerk

Bowlenweine

1922er

Mittel- und

Rheinweine

Fl. 0.90 an

Thür. Apfelwein 0.50

Obstfl. Fl. 1.60

Trandensett 3.00 an

Rotweine Fl. 1.00 an

Tarragona Fl. 1.20

Teuer. Madeira 1.60

Wittella, feurig

Fl. ca. 22% Fl. 1.50

Malaga, Orig. 2.00

Don. Portm. Fl. 2.90

Malbouwein Fl. 2.00

Acantem. 1.25, 2.00

Schwedenpurich 3.00

Edellitöre billig!

in Feilhandl. 1.100

Dopp.-Kümmel Fl. 1.80

Tafel-Aquavit 2.00

Bunteloh-Röm. 2.00

Beinbrand-R. 2.30

J.-Rum-B. 40% 2.50

Bomlezesepre gratis!

Ernst Voss

Große Burgstr. 59

Fernruf 410 (7433)

Som Lager billig!

Speicherräume 65-295 702.

Speicherräume 70-295 702.

Speicherräume, Standen 15 702.

2 gl. Bettst. u. Sp. 98 M.

einzelne Möbel billig

Leihst. Bergstraße 10%

Burchhardt

Deinwartstr. 55

Kartoffeln

la. gelblich. Kartoffeln

Januar 4.

Up to date Zir. 3.—

la. Speisefart. Zir. 2.50

Zitterkartoff. Zir. 2.25

empfehl. (7425)

Wilhelm Sütko

Schwanen Allee 46a,

Telephon 5322

Spartklub „Negerdorf“

Gommernachts-Ball

im „Eidenhof“ Israelsdorf

morgen, den 5. Juni 1926

7 1/2 Uhr Abmarsch mit Musik ab Adolfstraße

Ferret: 60.4 Der Vorstand Damen 40.4

Waldhalle Bad Schwartau

Mittwoch, den 9. Juni 1926

das diesjährige (7413)

Sommer-Fest

der Solomitglieder des Stadt-

theaters (Oper und Schauspiel)

Gehörlosen-Berein an Lübeck (gegr. 1910)

Einladung zum

16. Giftings-Fest

verbunden mit Verlosung u. Ball

am Sonnabend, dem 5. Juni 1926

im Gesellschaftshaus „Markt“

Anfang 8 Uhr Reichshannertapelle

Der Vorstand. Ende? (7414)

Hallo! Hallo! Jubel! Trubel!

Fledermaus

Fest-Programm

Fest-Stimmung

Fest-Dekoration

Die unerreichte Tanz-Sport-Kapelle

Die sehenswerte Bar

Sonnabend und Sonntag

nachm. 4 Uhr — abends 9 Uhr

Vorstellung und Tanz

Luisenlust

Zur 700-Jahrfeier

Sonnabend, den 5. Juni 1926:

Gr. Ballmusik

Eintritt und Tanz frei!

Jazzband-Kapelle (7400)



Für die Köhner: Rodol-Pulver

Für den Köhnerstall: Rodol-Pulver

Sicherer Erfolg!

Erhältlich in den Dro-

gerien und Apotheken.

Hersteller: Otto Rodock,

Chem. Fabrik

Bad Oldesloe i. Holstein



Friedrich-Franz-Halle

Anlässlich der

700-Jahrfeier

am Freitag,

Sonnabend u. Sonntag

TANZ

Eintritt frei! Tanz frei!

Anfang 4 Uhr.

(7420) L. Stamer.

Hansa-Theater Lübeck

Täglich 8 Uhr (7410)

Die Weltrevue

100 000 Dollar

Eine Reise um die

Weit nach Lübeck

zur 700-Jahrfeier

Vorverkauf im Zigarren-

geschäft Busse, Breite Str.

55 u. Müllers, Holstenst. 42

Stadttheater Lübeck

Freitag 6 1/2 Uhr

Außer Abonnement

Die Siebenhundert-Jahr-Feier

Das Fest beginnt

In den letzten Tagen, da der Schlußakt des Dramas vor sich ging, das Lübeck zu eigenartigem Ruhm verhalf, und schon vorher nahm das Stadtbild, unbekümmert um diese Dinge, ein anderes Aussehen an: Tannengrün und Fahnenrot wurden vielerorts kunstfertig verwandt, um Frau Lubeca das Festgewand zu bereiten; überall ein emsiges Schaffen fleißiger Hände. Es darf mit Genugtuung vermerkt werden, daß, soweit bisher zu übersehen ist, die Mahnung befolgt wurde, die das Herausheben der Lübschen Farben empfahl. Nur die schwarzweißroten Eigenbrötler in den Bissenstraße der Vorstädte müssen hier und da aufs neue beweisen, daß sie nun einmal unter allen Umständen ihre „Eigenart“ bewahren. Merkwürdigerweise gerade diesmal nicht die Lübsche. Andererseits haben es wenigstens unsere Behörden über sich gebracht, neben der Lübschen auch die Reichsfahne auf den öffentlichen Gebäuden zu zeigen. — Ein farbenfrohes Bild bietet der Hafen, wo die Schiffe im Schmuck der lustig flatternden Wimpel namentlich den Fremden einen anziehenden Anblick gewähren.

Wir haben schon vor wenigen Tagen anerkannt, daß bei der Ausschmückung der Stadt manches Gute herausgekommen ist. Den Straßenzügen der inneren Stadt hat man vielfach mit Geschick und Geschmack ein Aussehen gegeben, das auch denjenigen frohstimmt, der im Lübeck nicht freudigen Herzens an der Feier teilnimmt. Unzählige Meter Tannengirlanden zieren private und öffentliche Gebäude, Ketten an den Fassaden hoch und unterstreichen hier und da wirkungsvoll die Charakteristik der Bauten. Daß die Ladengeschäfte der Innenstadt die Gelegenheit benutzten, ihre Auslagen besonders anziehend zu gestalten, darf man so mehr erwähnt werden, als man sich dabei durchweg von geschmacklosen oder übertriebenen Reklamen ferngehalten hat. Im Gegenteil ist meist die erforderliche Zurückhaltung beobachtet worden, deren es bedarf, um dem Verdacht des „Geschäfts mit allen Mitteln“ keine Nahrung zu geben.

Groß ist der Zustrom an Fremden, die im Verein mit den Einheimischen trotz unfreundlicher Witterung die Straßen bevölkern. Alle Unterkunftsräume sind besetzt, so daß zahlreiche Privatquartiere und die Travemünder Hotels zu Hilfe genommen werden mußten, um allen Nachfragern zu genügen.

So sind, soweit das nach allem Vorausgegangenen noch möglich war, die Voraussetzungen für einen würdigen Verlauf der Feier gegeben. Wir stellen das mit Befriedigung fest, und doch — das bittere Gefühl vermögen wir nicht zurückzudrängen: Wie mancher mag mit hungrigen Magen durch diese festlich geschmückten Straßen laufen, und fern allen Jubelgefühlen mühsam berechnen: wieviele Brote hätte man haben können für all die Fahnen und Girlanden, die so lustig und schön und doch so ungeitgemäß die alten Giebel betragen.

Das Konzert der Vereine des Niedersächsischen Sängerbundes und der Reichswehrkapelle lodte gestern Abend eine ungeheure Menschenmenge auf den Marktplatz und die umliegenden Straßen. Trotz des unaufhörlich rieselnden Regens standen die Hörer dicht gedrängt, und erst ganz allmählich gelang es nach Beendigung der Vorträge, die Abmarschwege freizumachen, worauf auf der Straße bei erleuchteten Schaufenstern ein reger Menschenverkehr einsetzte, der sich erst gegen Mitternacht allmählich zerstreute.

Auch heute vormittag war die Innenstadt und namentlich der Marktplatz wieder von zahlreichen Passanten belebt, die sich wohl meist auf den Weg gemacht hatten, um den Festakt im Stadttheater durch den Lautsprecher mitzuerleben. Auf dem Marktplatz, der als Mittelpunkt des Verkehrs und seines Lärms an sich nicht allzu glücklich gewählt war, trat bald nach 10 Uhr Stille ein, als aus dem taubenstimmigen Häuschen, das dort errichtet war und den Lautsprecher beherbergt, die Klänge des Städtischen Orchesters erklangen. Die klare Wiedergabe, namentlich der Forte-Partien, fand allseitig Beifall. Auch die Reden drangen weithin über den Platz deutlich vernehmbar an das Ohr. Nach dieser Probe ist damit zu rechnen, daß auch die Uebermittlung weiterer, namentlich musikalischer Darbietungen, so der heutigen „Meisterjünger“-Aufführung, zur Zufriedenheit gelingen wird.

Der erste Generalstreik in Lübeck

Auch eine Erinnerung aus Lübecks Geschichte.

So alt die Geschichte Lübecks ist, so alt sind auch die Ständekämpfe in seinen Mauern. Diese Kämpfe sahen, solange die Gesellen des Handwerks noch begründete und geschickte Inwarderschaft darauf hatten, selbst einmal Meister zu werden, Meister und Gesellen in geschlossener Front gegen die Willkür des Rates der Patrizier und der Kaufleute. Je geringer diese Ausstüfter aber wurden und je mehr die Kunstmeister sich gegen Gesellen und Befehlsleute abschlossen, desto mehr erwachte das Selbstbewußtsein der Gesellen. Die früheren frommen Bruderschaften wurden zu Kampforganisationen, zu Gesellenverbänden, die — wenn auch zunächst noch ohne klare Erkenntnis des Klassenkampfcharakters sich sehr bald über das ganze deutsche Reich verbreiteten.

Die Landesregierungen und die Räte der Städte waren von dem Auftreten dieser Organisationen wahrlich nicht entsetzt. Hatte bei anderen inneren Kämpfen, bisher nur mit den unzufriedenen Ämtern, d. h. den Meistern der Zünfte zu tun gehabt, so wollten sich nun gar die Gesellen in ihren Verbänden bei Lohnstreikigkeiten noch dazu erheben, durch Streiks und Boykotts oder wie man damals sagte: durch „Aufstände“ und „Aufreibungen“ das Gewerbe in ganzen Städten oder Landgebieten stillzulegen. Das erschien den Herren als ein Kapitalverbrechen. Aber meist waren ihre Maßnahmen gegen die gut disziplinierten Gesellenverbände in solchen Fällen fruchtlos. So sollte denn das Reich helfen. Ein Reichsgutachten kam zwar im Jahre 1672 zustande, es wurde aber erst 1726 veröffentlicht; verschärfte wurde es bald darauf, als die Gesellenverbände in einer stattlichen Zahl lübeckischer Städte, insbesondere beim Augsburger Schuhmachergewerbe,

eine durchaus selbstbewußte Sprache redeten und in Augsburg den Streikbrechern drohten, diese würden beim Zureißen ihren „verdienten Lohn schon empfangen, was aber, das würden sie schon erfahren!“ Die Folge war ein scharfmacherisches Vorgehen Preussens und Sachsens und ein Reichstagsbeschluss vom Jahre 1731, ein Zuchtstrafgesetz gegen die Gesellen, wie es schlimmer kaum denkbar vor. Gefängnis und Zuchthaus standen schon auf dem bloßen Versuch, sich durch Zusammenstoß davor zu bewahren „um keinen geringeren Lohn arbeiten“ zu wollen. Mit Zuchthaus oder gar Tod waren „hochgetriebene Rentiers“ sowie „Widersehtigkeiten gegen Meister und Obrigkeit“ bedroht. Um „unliebsame Elemente“ fernzuhalten, wurde die „Kundschaft“, ein obrigkeitlicher Paß- und Zeugnis-Ausweis, vorgeschrieben. Der Lübecker Rat ordnete überdies an, die Tischreiter seien gehalten, jedem zuwandernden Handwerksgehilfen diese „Kundschaft“ abzufordern. Befehle er folge nicht, so sei ihm der Eintritt in die Stadt zu verweigern. Ebenso durfte kein Geselle ohne eine „Kundschaft“ seines letzten Lübecker Meisters die Stadt zu Lande oder zu Wasser verlassen.

Diese harten Bestimmungen entbehrten gerade in Lübeck eigentlich jeder wirklichen Grundes. Zu einer scharfen Kontrolle zwischen dem Rat und den hiesigen Gesellenverbänden kam es vielmehr erst erheblich später. Den Anlaß dazu gab eine Streitigkeit zwischen den Lübecker Töpfern und dem „Bönshafen“ Peter Grafte, der mit Zustimmung des Lübecker Rates seine „Böckerdörfer“ „Kunstprodukte, so in Lübeck bislang nicht hergestellt“, in Lübeck absetzte, ein Streik der Meister, der einer gewissen Komik nicht entbehrte. Die Töpfergehilfen, über die Begünstigung, die der Rat dem „Bönshafen“ gewährte, empört, beschloßen die neueste „Pflückerarbeit“, die eben von einem Lübecker Pfefferkuch mit Stolz erworben worden war, kurzerhand in Stücke zu hauen. Das war nach unseren Begriffen gewiß kein eben sehr taugliches Abwehrmittel. Die Herren Meister hielten sich vorsichtig im Hintergrunde und trieben sich die Hände über das Draußgängertum der Gesellen. Bald hatte man die Mißsetzer beim Tragen. Mit diesen ausertorenen sechs Gesellen erklärte sich indessen die ganze Töpfergehilfenschaft vor dem Weitzengericht solidarisch. Die ehrbaren Weiteherren konnten diese Solidarität schwer begreifen, sahen sich aber schließlich veranlaßt, alle Töpfergehilfen festzusetzen. Gegen zwei der Verhafteten wurde „Halskettstrafe“ verhängt; ein wohlwollender Rat milderte sie in Zuchthausstrafe. Die übrigen Mißsetzer — auch die aktiv gar nicht beteiligten — sollten im Marzstall bei Wasser und Brot vier Wochen über die Folgen der Solidarität nachdenken.

Doch ein wohlwollender ehrbarer Rat hatte dabei die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die Lübecker Gesellenschaft war über das Vorgehen der Weiteherren und des Rates aufs höchste empört. Die Altgesellen der vier sogenannten großen Ämter verlangten, daß diese Ämter sofort beim Rate vorstellig werden sollten. Die Meister, auch in Angst vor einem etwaigen Generalstreik, entsprachen dieser Forderung, erreichten aber nicht nur

nichts, sondern ließen sich noch unter die Nase reiben, „sie sollten gefälligst ihre Gesellen im Zaune halten“. Als auch ein zweiter Schritt der Altgesellen beim Rate nichts fruchtete, wurde der Generalstreik proklamiert. Die Schmiedegesellen waren die ersten, die der Parole folgten, und kurz hinterher legten alle Gesellen der anderen Ämter die Arbeit nieder. Wer sich noch nicht angeschlossen hatte, wurde dazu bewogen, als der Rat, während über diesen Schritt der Gesellenverbände, drohte, er werde den Inhaftierten ihr Los noch verschlimmern, wenn der Streik fortgesetzt werde. Der Erfolg war gleich Null.

Nun sollten die Ratsdiener auf Befehl eines hochwohlwollenden Rates die Nichtarbeitswilligen „ohne Kundschaft“ aus den Toren treiben. Die ehrbaren Meister jammerten den Rat an, er solle diese Exekution um des Himmels willen nicht ausführen lassen, denn „ihre Gesellen seien gar zu verstockt und wollten sich nicht zum Ziel legen“. Doch ein wohlwollender Rat ließ sich von dem um ihr Geschäft besorgten Meistern nicht erweichen: alle Streikenden — nur ganze sechs „Arbeitswillige“ blieben zurück — wurden „ohne Kundschaft“ aus der Stadt verwiesen und die Inhaftierten hinterzerrt.

Die Gesellen lagerten sich vor der Stadt und warteten die Folgen dieses Schildbürgerkrieges, die ja nicht ausbleiben konnten, in Ruhe ab. Handwerk und Nahrungsmittelversorgung lagen bald darnieder. Der Rat mußte nachgeben. Wohl aus Angst vor dem Siegergefühl der Gesellen verordnete er jedoch, daß nicht mehr als sechs Gesellen auf einmal durch das jeweilige Tor hereingelassen werden dürften. Die meisten großen Gesellensschaften umgingen diese wohlwollende Bestimmung dadurch, daß sie sich eben nach dem Einlaß in die Stadt formierten und dann im Triumphzuge durch die Straßen ihren Herzbergen zumarschierten. Der eroberte Rat ließ dafür den Altgesellen der großen Ämter hinterher noch einen Verweis erteilen; sie nahmen ihn gewißlich ebenso ernst wie die papierernen Verordnungen, mit denen man vorher ihren Generalstreik glänzend bekämpft zu können.

Meister und Patrizier sahen mit Schrecken, daß durch die Solidarität der Gesellenschaft plötzlich ein riesenstarker Kämpfer entstanden war, gegen den auch die Zuchthausparagrafen des „Reichspatents“ papierne Verordnungen waren. Noch aber glaubten sie, durch verschärfte Gesetzesbestimmungen dieses Riesen Herr werden zu können.

Die Zeit schritt aber sie dahin. Die Entwicklung der Wirtschaft, die den ärmlichen Handwerksgehilfen zum modernen Lohnarbeiter werden ließ, weckte die klare Erkenntnis der Klassenlage des neuen Standes und zwang ihn den Klassenkampf auf. Damit wurde der Rette der Städtekämpfe in Lübeck, denen Theodor Schwab in seinen auch heute noch sehr lesenswerten „Bildern aus Lübecks Vergangenheit“ die ihm gebührende Aufmerksamkeit widmete, das neue Glied angefügt; die freien Gewerkschaften traten auf den Plan und nahmen gleichwohl den Kampf auf, zu dem die Gesellenschaft die Arbeiterklasse genötigt hatte. Das Buch der Geschichte hatte ein neues Kapitel begonnen.

Die Ausstellungen

Siebenhundert Jahre Lübecker Buch und Schrift

Ein eigenartiger Zauber geht von einer solchen Ausstellung aus, wie sie uns die Stadtbibliothek in dieser stattlichen Schau darbietet. Aus dem großen Schatz ihres besten Bestandes an Handschriften und gedruckten Büchern legt uns die Bibliothek hier einige hundert sorgfältig ausgesuchte Stücke vor, um den Besucher auf einfachstem Wege durch das vielverzweigte Gebiet des Buchwesens zu führen. Gern lassen wir uns durch die Jahrhunderte geleiten und uns das Auf und Nieder des Buchwesens von sachkundiger Hand vorführen.

Von der beschaulichen Zelle des schreibenden Mönches sprechen die kostbaren Pergamentblätter der Detmarschen Chronik der Stadt Lübeck. In reichem Schmuck der Initialen von Gold und Farbe präsentieren sich die kostbaren Zeugen jener Zeit, in der man den Buchdruck noch nicht kannte. Auch eine frühe Musikhandschrift — noch im Vierlinienschema geschrieben — findet sich darunter.

Dann tritt in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die revolutionäre Erfindung des Buchdrucks auf den Plan. Lübecker Buchdrucker waren schon sehr früh — lange vor den Hamburgern und Bremern — Pioniere dieser „schwarzen Kunst“; bis in die entlegenen Gegenden der nordischen Länder, ja, wie die Kunde zu melden weiß, auch bis nach Rußland verbreiteten sie die neue Kunst. Von den etwa tausend Drucken dieser Zeit, die unsere Bibliothek besitzt, findet in dieser Schau die bedeutendsten Lübecker Frühdrucke in reichster Zahl ausgelegt. Das Prachtwerk des Rudimentum novitiorum, Lübecks ersten datierten Druck, und Stephan Arndes berühmte niederdeutsche Bibel vom Jahre 1494 seien aus der Fülle dieser Werke hervorgehoben.

Dann wandern wir zu den Werken des sechzehnten Jahrhunderts, dessen Lübecker Verlagswerte durch Männer wie Nicholff, Dieß und am meisten durch den zu Unrecht geschmähten Balhorn weit bekannt geworden sind. Hier ziehen diese Werke an uns vorüber, von denen die Geschichte uns erzählte und die lesen zu können, wir der Bibliothek dankbar sind.

Die große Kunst des frühesten Buchdrucks, die in der Formgebung eng an die Schriftgestaltung der prachtvollen Handschriften angelehnt worden war, sehen wir auch im sechzehnten Jahrhundert noch auf einer bemerkenswerten Höhe.

Dann trat ein Tiefstand des Buches ein. Der dreißigjährige Krieg ertränkte in seinem Stahlab auch die Künste. Damit verwilderte das Buchwesen. Deutlich können wir diese Wandlung in der instruktiven Ausstellung verfolgen. Das achtzehnte Jahrhundert bringt auch in Lübeck einen gewissen Aufschwung, ohne indessen formal besonders bemerkenswerte Bucherzeugnisse hervorzubringen. Stofflich interessiert aus jener Zeit besonders das Wert über das berühmte Lübecker Wunderkind. Das neunzehnte

Jahrhundert beherrschte uns im letzten Drittel viel höheres Pathos auch auf dem Gebiete der Buchkunst.

Das zwanzigste Jahrhundert zeigt, zumal in der Nachkriegszeit, einen sehr erfreulichen Aufschwung im Lübecker Buch- und Druckgewerbe. Alle wesentlichen hiesigen Drucker und Verleger kommen hier mit bemerkenswerten oder charakteristischen Werken ihrer Offizinen zu Worte. Die Vorauswahl der dargebotenen Stücke überließ die Leitung dieser Ausstellung der Firmen selbst und traf daraus dann ihrerseits eine stärkere Wahl, wie die Einleitung dieses Teiles des Programm-Buches erkennen läßt.

So gestaltet sich diese Ausstellung, von der ein gut ausgestatteter illustrierter Katalog im allgemeinen Programm-Buche erschienen ist, zu einem auffallendreichen Führer durch die Entwicklung unseres Buchwesens.

Die Freunde der plattdeutschen Sprache werden es der Bibliotheksverwaltung und der plattdeutschen Volksgut danken, daß sie auf besonders Tafeln, die über den Schaukästen der älteren Drucke angehängt sind, nach Buchtypen, Glodeninschriften usw. charakteristische Proben aus den verschiedenen Jahrhunderten der Schriftsprache wiedergegeben haben.

Im Anschluß an diese Buch- und Schrift-Ausstellung zeigt diese Schau der Bibliothek noch eine sehr sehenswerte Musikausstellung von den ältesten Lübschen Musikhandschriften bis zu modernen Notenwerken. Ältere Musikinstrumente, die dafür aus dem Museum und der Marienkirche zur Verfügung gestellt wurden, erhöhen noch den Reiz dieser Sonderausstellung. Im Juli tagt hier der Internationale Musikkongress; diese Ausstellung wird für jenen Zweck dann vorübergehend noch weiter ausgebaut werden.

Diese Ausstellungen sind in einem Teile des noch nicht ganz vollendeten schmucken neuen Bibliotheksgebäudes aufgebaut. Später werden diese stattlichen Räume als Bücheräle und für Zwecke des Ausleihdienstes dienen. Der neue Lesesaal, der ursprünglich als Ausstellungstotal vorgesehen worden war, wird, wie wir hören, erst in einigen Wochen fertiggestellt sein. ()

Lübeckische Kunst außerhalb Lübecks

Ganz hohe, strenge Kunst ist es, die in den feierlichen Hallen der Katharinenkirche zu uns spricht. Weisensandrad des nordischen Mittelalters, herb, verschlossen, kühl, doch überglänzend von der Weiße echter Reliquität.

Wenig scheint es in dem gewaltigen Raum, und ist auch nur ein kleiner Teil des weit verteilten Bestandes. Das meiste ist nur durch Photographien vertreten, die, wertvoll an sich, doch in diesem Rahmen kümmerlich wirken.

Aber wunderbare Stücke sind dabei, im Original von weit hergeschafft und in künstlerisch ganz hervorragenden Abgüssen. Mit den schlichten, feierlich ernsten Heiligen des frühen Mittelalters beginnt es und steigert sich zu der rauschenden Pracht der St. Jürgen-Gruppe von Ferni Kotte, deren Original sich in der Storkbrun in Stockholm befindet. Die vorreffliche Nachbildung, ein Geschenk der Schweitzerstädte **Hamburg**

Ka alle Funktionen!

Der Lübecker Volksbote sieht es als seine besondere Pflicht an, alle Hinweise und Bekanntmachungen über Partei, Gewerkschaften, Jugendbewegung, Arbeiterpartei, Reichsbanner usw. in den hierfür im Textteil eingerichteten Rubriken ohne jede Vergütung und so schnell als möglich zu bringen. Wie ein Bild in die Zeitung beweist, wird hiervon zu unserer Freude ausgiebiger Gebrauch gemacht. Leider hat sich aber auch ein Mißbrauch eingeschlichen. Viele Funktionäre und Vereinstorrespondenten glauben, ihre Hinweise bis zur letzten Stunde hinauszögern zu können oder gar, wenn alles aus eigener Schuld verpaßt ist, noch schnell telefonisch ihren Auftrag zu erledigen. Wir haben in den drängenden Stunden der Zeitungsherstellung vielfach Wichtigeres zu tun, als die Verzäumnisse anderer zu korrigieren. Auch hat es sich praktisch ergeben, daß die 20 und 30 Hinweise, die sich jeden Morgen neben Sportnachrichten zusammendrängen, hemmend auf die Fertigstellung der Zeitung wirken und andere wichtige Nachrichten zurückdrängen. Das kann in Zukunft nicht mehr durchgehen. Wir müssen alle hierbei interessierten Organisationen und Vereine dringend bitten, dafür zu sorgen, daß ihre Ankündigungen für den folgenden Tag bis spätestens nachmittags 2 Uhr am Vortage in unserer Hand sind. Wir leisten jede weitere Verantwortung für verspätete Veröffentlichung ab. Ebenso ist es zwecklos, für einen Hinweis mehr als zweimalige Aufnahme zu fordern. Bei dem großen Umfange des Raumes, den wir hierfür zur Verfügung stellen, sind derartige Forderungen mehr als unbillig. Sie werden in Zukunft keine Gnade finden. Etwas guter Wille wird schnell zu beiderseitiger Zufriedenheit Besserung schaffen.

Der Stand der Erwerbslosen

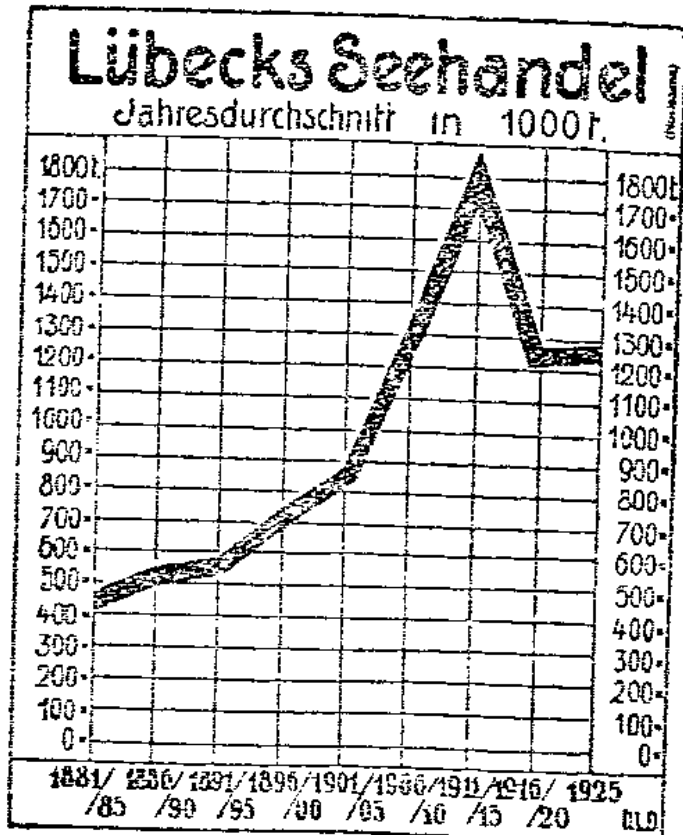
Am 2. Juni betrug die Zahl der Erwerbslosen am Orte auf 4832. (Vormwoche 4964.) Davon entfallen auf: Landwirtschaft 66 Metallgewerbe 1212 Holzgewerbe 242 Nahrungs- u. Genussmittelgewerbe 61 Baugewerbe 311 Müller 48 Kaufleute u. Bureauangestellte . 448 Ungelernte Arbeiter 1505 Jugendliche Arbeiter 185 Erwerbsbeschränkte 114 Verschiedene Berufe 202 Frauen und Mädchen 413 4832

Abperrungen und Festabzeichen. Es ist vielfach die Meinung verbreitet, daß am Sonntag, dem 8. Juni die Straßen während des Festtages allgemein abgsperrt seien. Das ist, wie uns mitgeteilt wird, nicht der Fall. Die vom Festzug berührten Straßen werden am Sonntag lediglich für den durchgehenden Wagenverkehr von 11 Uhr ab gesperrt. Für den Fußgängerverkehr bleiben sie frei; doch dürfte es, angesichts des erwarteten Massenandrangs schwierig sein, nach 11 Uhr noch in den Hauptstraßen vorwärts zu kommen. Die Berechtigung zum Fußgänger ist auch keineswegs von dem Besitz von Festabzeichen abhängig. Diese — es gibt große zu 50 und kleine zu 25 Pf. — stellen vielmehr eine durchaus freiwillige Beitragleistung zur 700-Jahr-Feier dar.

„Lübecker Bucht“. Von dieser neuen Heimatszeitschrift sind die Nummern 2 und 3 erschienen. Während Heft 2 dem Programm der Herausgeber entsprechend wieder aus dem Lübecker Kultur- und Wirtschaftsgebiet vorwiegend illustrierte Abhandlungen vorwiegend heimatkundlichen Charakters bringt, ist Heft 3, das in besonders festlichem Gewande erdient, der 700-Jahr-Feier gewidmet. Bekannte Persönlichkeiten berichten über Lübecks Vergangenheit, erörtern seine Bedeutung als Wirtschafts- und Kulturfaktor in der Gegenwart und halten Ausblick in die Zukunft; daneben laufen von viel Liebe zur Heimat getragene Abhandlungen mannigfacher Art, sodas das Ganze eine würdige Festgabe des Verlages darstellt. Das um so mehr, als das Sonderheft so wohl wie seine Vorläufer sich in technisch einwandfreier Ausstattung darbietet und so schon rein äußerlich betrachtet frohe Zufriedenheit beim Leser erweckt. — Das Einzelheft kostet 0,75 RM., die Festausgabe 1.— RM.

Die Hauptprobe zum Sinfoniekonzert, das am 6. Juni, abends 8 Uhr, unter Leitung von Generalmusikdirektor Hermann Abendroth, im Kolosseum stattfindet, ist am gleichen Tage vormittags 12 Uhr, nicht 11 1/2 Uhr. Das Programm umfaßt die Freischütz-Quartette von Karl Maria von Weber, dessen Todesjahr am 6. Juni vor 150 Jahren war. Ferner bietet Prof. Gustav Havemann als Solist im Violinkonzert von Brahms. Den Abschluß bildet die 5. Sinfonie in G-Moll von Beethoven.

Vom Theater. Man schreibt uns: Nach erfolgreicher (???) D. N.) Uraufführung am Stadttheater Lübeck wurde der Schwant „Der doppelte Bänkling“ von Fred Himmigshoffen und Ross Schnittkner zur Erstaufführung am 15. Juli am Stadttheater Freiburg i. Br. angenommen.



Lübecks Seehandel seit 1881. Lübeck, das in diesen Tagen seine 700jährige Reichsfreiheit feiert, hat die Vorkriegsjahre seines Seehandels zwar noch nicht wieder erreicht, da der Ausfall Aufstaus sich noch immer bemerkbar macht. Gegenüber den letzten Jahren ist aber sehr wieder ein nicht unwesentlicher Anstieg zu bemerken, und gegenüber dem Jahre 1924 hat die hochverehrte Gütermenge der ein- und ausgegangenen Schiffe um 37,2 Proz. zugenommen. Die Ausfuhr hat bereits 70,7 Proz. ihres früheren Umfangs zurückgewonnen, während die Einfuhr nur 59 Proz. der Friedenszahl ausmacht.

gang romantisch empfundenen Bildchen „Sulamith und Maria“, in das er mit Liebe sein eigenes Schicksal und das seines Freundes, ihr Leben und ihre Liebe hineingeheimnist hat.

Unter den übrigen Schätzen der Ausstellung — es sind 603 Nummern, mit rühmlichem Fleiß aus allen Teilen Deutschlands, dazu vieles aus Oesterreich und der Schweiz zusammengetragen — sei nur nochmals auf die Zeichnungen hingewiesen. Schorz v. Carolsfeld und Peter Cornelius sind die größten unter diesen Zeichnern; und so ist in diesen 100 Jahren in Deutschland nicht mehr gezeichnet worden. Porträtszeichnungen von ganz eigenartigem Reiz; schöner noch die Altzeichnungen. So akkurat genau und doch übergossen von zarter Keuschheit. Man fühlt, diesen Künstlern war der nackte menschliche Körper noch ein Gegenstand der Verehrung.

Den Ausstellungen, die wir hier besprochen, ist reichlicher Besuch auch gerade aus Arbeiterkreisen zu wünschen. Denn das geistige Erbe der deutschen Vergangenheit sich zu erarbeiten, ist auch für den proletarier lohnende Mühe. Wenig genug tut bis heute der Staat dafür; sich selbst zu erringen, sei Ehrgeiz des gewig normwärts Strebenden. Wer tiefer in diese Dinge eindringen will, dem sei das Programm-Buch empfohlen, dessen Hauptbestandteil ein ausführlicher Katalog sämtlicher Ausstellungen bildet; die z. T. vorzüglichsten Einführungen und die Beschreibung aller ausgestellten Werte läßt den Preis von 1 RM. nicht zu hoch erscheinen.

(Eine Besprechung der übrigen Ausstellungen — Urkundenausstellung des Staatsarchivs, Heimatausstellung der Stadtbibliothek, Entwicklung und Sansektologie lassen wir morgen folgen. D. R.)

Glückwünsche der Regierungen

Telegramm aus Weimar

Aus Anlaß der 700-Jahr-Feier der Reichsfreiheit übersendet die Landesregierung Thüringens der freien und Hansestadt Lübeck herzlichste Glückwünsche für ferneres Blühen und Gedeihen der an hohen Erinnerungen reichen und um die Ausbreitung deutschen Geistes und deutscher Wirtschaft hochverdienten Gemeinwehens.

Weimar, den 3. Juni 1926.

Staatsministerium.

Telegramm an den Senat der freien und Hansestadt Lübeck

Berlin, den 3. Juni 1926.

Der freien und Hansestadt Lübeck überende ich zur Feier der vor siebenhundert Jahren verlichenen Reichsfreiheit die herzlichsten Wünsche und Grüße. Das Haupt der allen deutschen Hanse hat es verstanden, als Land des neuen deutschen Reichs die Erinnerung an die Taten und Werte der Vergangenheit mit den Notwendigkeiten und Wünschen der Gegenwart in wirkungsvollen Einflang zu bringen. Lübecks Handel, Schifffahrt und Gewerbe-leiß haben dem deutschen Vaterlande aufs neue Ehre und Gewinn geschaffen und dem nachbarlichen Ausland ein schönes Vorbild fruchtlicher Entwicklung und Ausdehnung gewiesen. Möge Lübecks Senat und Bürgerschaft, möge sein Gemeinwesen auch weiter unter diesem Zeichen blühen und gedeihen.

Reich, Reichstangler.

Preußen lehnt ab

Wie der Vorwärts berichtet, hat die preussische Regierung eine Teilnahme an der Lübecker Feier abgelehnt. Unser Zentralorgan zieht daraus die Vermutung, daß die Affäre des Bürgermeisters Neumann und die Behandlung, die Preußen in der Reichspressse Lübecks fand, für diesen Beschluß mitbestimmend waren.

Der Lübecker General-Anzeiger findet die „Firmenbezeichnung Lübecker Reichspressse“ sehr merkwürdig und behauptet mit aller Kühnheit, ein „unabhängiges Blatt der Mitte“ zu sein, das zu dieser Reichspressse nicht gehöre. Was von dieser Klausel zu halten ist, kennt man noch aus der famosen Mitarbeiter-Sache Dr. Kriegels her. Seitdem es diesen „Mann der Mitte“ auf unsere Enthüllungen hin offiziell abgelehnt, mußte es sich nach neuen „unabhängigen“ Mitarbeitern umsehen. Einer davon ist zugleich Mitarbeiter des Berliner „Tag“. Als Beweis hierfür sei nur angeführt, daß der General-Anzeiger am vergangenen Sonntag einen Druckfehler seines händigen Berliner Mitarbeiter brachte, der fast wortwörtlich auch in dem berüchtigsten Hugenbergblatt zu lesen war. Danach scheint die abgegriffene Soziengemeinschaft mit der Reaktion doch recht innig zu sein, worüber sich die Kenner der Verhältnisse niemals im Zweifel waren.

Um die ersten Kircheng ist es ein Wunder. Wenn die vollen Schwingen ankommen, ist es dahin. Da ist der Sommer im Lande und das Ob wird in Handwagen durch die Straßen gefahren und feilgeboten. Dann brennt man nur danach, sich an dem kerzigen Fleisch und dem erfrischenden Saft gutzutun und zu haben. Und dann wird vielleicht niemand ahnen, daß unsere Vorfahren auch einmal der Auffassung waren, der hofenden Frau das Recht zu gehören, sich aus Gärten und Feldern der Nachbarn zu holen, wonach es sie gelüßete.“

Stiftung der Landesversicherungs-Anstalt der Hansestädte zur 700-Jahr-Feier

Man schreibt uns:

Die Landesversicherungs-Anstalt führt als gemeinsame Einrichtung der drei Hansestädte in den Reihen der deutschen Landesversicherungs-Anstalten ein Sondergesein. Sie verbannt dies der Reichsfreiheit der drei Städte und nimmt daher bei dem Jubiläum der ältesten der drei reichsfreien Städte Veranlassung, dieser Stadt ihren Glückwunsch für eine weitere geberisliche Entwicklung in Gestalt einer Stiftung von 10 000 Reichsmark für das Lübecker Volkshausamt entgegenzubringen. Der Vorstand und Ausschuß der Landesversicherungs-Anstalt haben an den Senat die Bitte gerichtet, aus den Mitteln der Landesversicherungs-Anstalt diesen Betrag entgegenzunehmen und ihn der Erhaltungsfürsorge für älterer handreicher Familien, vorzugsweise aus dem gut Juwelenbesitzerung gehörenden Berufsstandes, dienbar zu machen. Die Anstalt hofft, damit eine vom Wohlstandesamt schon wiederholt empfundene Lücke in den sonst so vielseitig entwickelten Maßnahmen sozialer Fürsorge in Lübeck zu schließen und für diesen Sonderzweck stielicht auch Nachfolge zu finden. Es ist nicht etwa nur an eine bloße Zinsverwendung, sondern an den Kapitalverbrauch gedacht, so daß jeder neuer Zubehörung von anderer Seite weitere Maßnahmen dieser sozialen Fürsorge möglich werden. Vorstand und Ausschuß der Landesversicherungsanstalt haben den Senat zu der Jubiläumsfeier dieses in einem Glückwunschkreiseln mitgerichtet.

Wir beglücken diese, nach Zweck und Form der Darbietung gleich wertvolle Stiftung und haben nur eines hinzuzufügen: So angepaßt hatten wir nur die Feier dieses denkwürdigen Tages gebucht.

und Bremen bildet mit Recht den Mittelpunkt des Ganzen. In Innigkeit und Zartheit des Gefühls ist mancher unbekannter Meister Kiste überlegen. Aber den großen Wurf, die Wucht und Pracht der Auffassung hat er allein. Der strahlende Ritter, das goldgezümmte Pferd und der Drache vor allem, dieser herrlich sich bäumende Reib, ein Bild aller Kraft und Schönheit des Völk. Der Heilige aber schaut ihn gar nicht an, mitten im Kampf ist sein Blick in die Ferne gerichtet, in eine traumhafte überirdische Ferne.

Unter den Originalen aus fremdem Land sei hervorgehoben der Altarsüßel des Herman Rodé aus Reval, der als Hintergrund zu schlicht erzählten Heiligengeschichten das älteste Bild Lübecks zeigt. Unter den kleineren Stücken scheint mir das schönste der Altar aus Neukirchen in Holstein, eines unbekanntes Künstlers Wert aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, doch weit überlegen dem an sich schon hohen künstlerischen Durchschnitte dieser Zeit. Ernst und eindringlich heben sich die drei dunklen Kreuze von dem goldenen Hintergrund ab. Eng gedrängt dem großen Thema beigeleitet wie anitte Chöre schmiegen sich links und rechts die Gruppen der Apostel und der Landstrolche an den Kreuzesstamm. Ein Werk voll seltener Vollkommenheit.

Seinen Wert soll zu ermessen genügt ein Blick auf den daneben aufgestellten Steinaltar der Zirkelbrüder-Schafst, der aus fast der gleichen Zeit stammt: ein spielzeughaftes Durcheinander, reich, doch ohne tiefere seelischen Gehalt. Wertwürdig, daß gerade die adeligsten Herren der Stadt vor fünf-hundert Jahren daran Geschmack fanden. Es muß also wohl damals schon nicht weit her gewesen sein mit dem Kunstverständnis der hohen Aristokratie.

Unmöglich, alle Schönheiten der ausgestellten Originale in einem kurzen Ueberblick zu würdigen. Es ist so viel da, was der, der einmal gelernt hat, diese Kunst zu sehen — gelernt will's freilich sein — nie wieder vergessen wird. Nur ein Wort noch über die sechs Apostel aus dem Gützower Dom, die im Mittelschiff an den Pfeilern stehen. Sie sind Werke Claus Bergs, des letzten großen Holzschneiders, den Lübeck hervorbrachte. Entstanden sind sie zu einer Zeit, in der Renaissance die herrschende Richtung war, in der Italien den Geschmack bis in den höchsten Norden bestimmte. Diese Apostel aber sind noch ganz spätgotisch empfunden, in ihnen weht der große Atem dieser merkwürdigen Zeit, die zu den entscheidendsten und unerforschlichsten Perioden deutscher Geistesgeschichte gehört.

So schön das alles, das Schönste ist und bleibt doch der Rahmen, die einfach-große Architektur dieser alten Kirche, die durch diese Ausstellung wieder Leben gewinnt. Vor solchem Werk stehen wir heutigen in kritischer Ehrfurcht.

Oberbed und sein Kreis

Daß der Rahmen das Schönste ist, möchte man fast auch für die Ausstellung im Behnhaus sagen, obwohl gerade sie als kunstwissenschaftliche Leistung höchste Anerkennung verdient.

Denn es war doch nur eine schwache Nachblüte einstufiger Größe, dieser Kreis, der sich vor etwas mehr als 100 Jahren um den Lübecker Patriarchen Johann Friedrich Oberbed schloß, allgemein bekannt als die Schule der Kazanerer.

Den Alten wollten sie gleichen in der Scllichkeit des Ausdrucks in religiöser Tiefe. Aber es war eben eine gewollte Scllichkeit, eine gewollte Keuschheit; mit ihnen begann die traurige Epoche des Historismus, der bewußten Altertümelei, der so wenig Lebensfrisches einbrang.

Doch auch sie bilden nur einmal ein anentbehrliches Glied in der Reihe deutscher Kunstentwicklung und unter dem Bild, das und noch mehr unter den Zeichnungen ist auch vieles, was einfach schön ist, was den noher Beschauer unmittelbar ergreift und erfreut. Und gerade diese Ausstellung dürfte manchen anspruchsvollen Kunstfreund nach Lübeck locken; denn eine so geschlossene Sammlung der weit verstreuten Werke dieser Schule war wahrscheinlich noch nie, sicher nicht in den letzten Jahrzehnten zu sehen.

Wie so oft in der Geschichte der Kunst sind auch hier gerade die frühesten Werke, die ersten tastenden Versuche die reichvollsten für den spätem Beschauer. Ein seltsamer Freundeskreis war es, der sich im Jahre 1810 um Oberbed in einem dörmlichen Kloster zusammenfand zur Gemeinschaft der „Lukasbrüder“. Zunächst noch gleichmäßig erfüllt von deutscher Romantik und Verehrung für die italienische Kunst am Rafael, bis dann allmählich das ihnen doch weisensfremde Italien die Oberhand gewann, nicht zum Segen ihrer Kunst.

Diese ersten Anfänge finden sich gleich beim Eingang und in dem einen Raum rechter Hand. In ihnen klingt noch etwas nach von der eigenwilligen Herabst altdeutscher Malerei, damals bewußt erdredt im Gegensatz zur herrschenden französischen Akademie. Genannt sei hier vor allem eine ganz besonders romantische Gemälde unter diesen Lukasbrüdern, Oberbeds Selenfreund Franz Joritz, der nur 24 Jahre alt wurde, und dessen Name heute dargehen ist. Nur 4 Halbblätter hat er hinterlassen, 3 davon fanden sich hier wieder zusammen. Das größte ein kleiner „St. Georg“, der an der Tür hängt, und dann ein kleines

Freistaat Lübeck

Freitag, 4. Juni.

Vor ersten Kircheng

Für den Stadter sind sie ein Ereignis, wie die ersten Radiergen und die ersten Erdbeeren hinter Schaufenstern seiner Verkaufsgeschäfte. Sie tragen den ersten Glanz kommerzieller Geschäftigkeit in das braulende Leben zwischen Häuserzeilen, Parks, Straßenbahnen und Autos. Und es geschieht jedes Jahr — auch wenn man noch vor drei vier Wochen unter dem dunklen Flor schneeweißer Kirchenglühen pilgerie.

Das ist das Wunderbare: vor drei vier Wochen noch Blüten. Und nun auf einmal leuchtende Früchte.

Das Blüßliche der roten, saftigen Früchte hinter der Schaufensterheibe wirkt wie eine kleine Sensation. Man bleibt stehen und man sieht sich übertracht und verwundert die ersten Kircheng an, wie eine plötzlich aufgewachte Nacht.

Das Werden der roten Früchte heißt dem Stadter verbergen. Das Geheimnis des herrlichsten Blumensiebes erzieht er nicht mit. Und doch war er bei der Hochzeit der Kirchengschönen Kirchengschöne dabei. Aber die Tage der Arbeit in der Stadt liegen es verzeihen. Und neue Blüten und andere Stadter leuchten auf neue Jubiläumswander. In aller Stille aber geschah das:

Wieder schwebte eine unendliche Zahl weißer Blütenblätter. Nach Sonne und Regen ward die braune Erde noch einmal weiß übertracht. So war die erste, kaum merkliche Veränderung an erduntersten Stellen sichtbar, befeuchtet unter grünen, saftigen Blättern. Die Veränderung war so leicht, so grün, so sanft an langen Seiten sich erdend, anzusehen wie ein Willel vorgeratete Seiten — unter Sonnenhitze und Himmelsbläue, man-mann Wind und warmen Regen glühet, saftiger werdend und dann sich übertracht.

Das unterste, leuchtendsten Kirchengschönen brach man die Früchte. Für den Stadter, der sie sieht und zur Stadt schenkt, das schönste Ereignis eines Sommers Wille, Verachtung und Reife. Für den Stadter, der die neue Frucht, immer in geliebter Einsamkeit dem Scherzender zum Kauf lockend zeigt, ein Ereignis.

Neues aus aller Welt

Der Gattenmord des Dresdener Sanitätsrats Böhme

Der am vergangenen Sonnabend verhaftet worden ist, hat eine ganz besondere Bedeutung dadurch erlangt, daß es dem Schöffe der Ermordeten, dem Möbelfabrikanten Landrock trotz jahrelanger Bemühungen nicht gelungen ist, den seiner festen Überzeugung nach zum Mörder seiner Schwester gewordenen hohen Staatsbeamten zu entlarven und zur Strafe zu bringen. Sanitätsrat Böhme hatte schon im Frühjahr 1916 verurteilt, seine Frau bei einem Ausflug auf den Liederberg in einen Abgrund zu stürzen. In dem Augenblick, in dem sich Frau Böhme niederbeugte, um ihm die Schürmütze zu binden, packte Böhme seine Frau und drängte sie an den Rand des Abgrundes. Im September schickte er dann einen Jagdunfall vor und jagte seiner Frau eine volle Schrotladung seiner Jagdbüchse ins Gesicht. Landrock, der seinen sauberen Schwager rasch durchhaut hatte, erstattete zunächst Anzeige an das Kriegsgericht. Als die Untersuchung für Böhme eine gefährliche Wendung nahm, ließ er sich wegen Krankheit ins Zivilverhältnis zurückversetzen. 5 Anzeigen machte Landrock bei der Staatsanwaltschaft, ohne zum Ziele zu gelangen und alle öffentlichen Beleidigungen „Mörder und Schuft“ waren umsonst. Jetzt endlich hat er ihn zur Strafe gebracht.

Selbstmord mit Dynamit beging am Donnerstag morgen der arbeitslose Ingenieur Hermann Bagherr aus Hannover, der vor längerer Zeit in einer Sprengstoffabrik beschäftigt war und sich in den letzten Tagen stellunglos in Berlin aufhielt. Durch eine weithin hörbare Explosion wurden die Bewohner von Charlottenburg und Spandau kurz nach Mitternacht aus dem Schlaf geschreckt. Erst nach langem Suchen an der vermuteten Unfallstelle gelang es der Polizei bei Einbruch der Morgenämmerung in der Nähe des Bahnhofs Heerstraße einen Sprengtrichter von etwa 1 Meter Tiefe und 2 Meter Durchmesser und in dessen Umgebung die Überreste des Ingenieurs aufzufinden. Auf einem Baum in der Nähe der Brücke, welche die Heerstraße über die Eisenbahn hinwegführt, hing ein menschliches Bein in den Ästen, 200 Meter weiter lag das zweite abgetrennte Bein am Boden. Faustgroße Stücke von Fleisch und Überreste eines vollkommen zerfetzten menschlichen Körpers lagen bis zu 500 Metern von der Unfallstelle. In das Notizbuch eines in der Nähe niedergelegten Koffers hatte Bagherr die Worte geschrieben: „Ich gehe heute freiwillig in den Tod.“

Den Mann im Schlaf erschlagen und im Garten verhaftet hat vor etwa vier Jahren die 30jährige Arbeiterfrau Kuh in Kattowitz. Als die Nachbarn nach dem verschwundenen Gatten fragten, erzählte sie ihnen, daß er sie verlassen habe und nach Deutschland ausgewandert sei, so daß niemand Verdacht schöpfte. Nach einem Streik mit ihrer Stiefmutter kam die Sache jedoch wie üblich ans Tageslicht. Die Mörderin hat ein lüdenloses Geständnis der Tat abgelegt. Sie hat ihren schlafenden Mann auf Veranlassung ihres Stiefsohnes mit einer Art den Schädel gepalmt und ihn dann mit dessen Hilfe im Garten verhaftet. Von Zeit zu Zeit sah sie Fauche auf die Grabsteile, um den Verwesungsprozess zu beschleunigen. Eine Konfrontation mit den Leichenresten hat nicht den geringsten Eindruck auf das entmenschte Wesen gemacht.

Eine 17jährige Mörderin. Wie vor einigen Tagen berichtet wurde, fand man am Sonnabend im Walde in der Nähe des Heimbürg-Jägerzuges bei Harburg den 18jährigen Oberrealistrieren Erich Waidmayer erschossen und die 17jährige Gretel Schürmann, beide aus Hamburg, verwundet auf. Wie jetzt festgestellt ist, hat das junge Mädchen ihren Begleiter durch drei Revolverkugeln getötet und versuchte dann sich selbst in den Mund zu schießen. Beim dritten Versuch blieb die Kugel im Lauf stecken. In ihrer Angst ließ sie zum nächsten Forsthaus, wo sie die grauenvolle Tat schilderte. Gretel Schürmann wurde wegen Mordes verhaftet.

Der älteste Mann der Welt erkrankt. Jaro Waha, der 163-jährige Lütke, dem niemand den Ruhm streitig machen kann, der älteste Bewohner der Welt zu sein, liegt jetzt krank in

dem Djerrah Pascha-Krankenhaus zu Istanbul. Er war noch immer als Amtsdienner in einem Bureau tätig und fühlte sich plötzlich unwohl. Da er vorher noch niemals richtig krank gewesen war, so ist er natürlich über diese Unpäßlichkeit sehr ungeschicklich und leugnet entschieden, daß es sich dabei um „Allerschwäche“ handle. „In meinem Kopf geht alles wirr durcheinander“, klagte er, „und die Brust schmerzt mich. Ich weiß nicht, was mir fehlt, aber es muß der Wetterwechsel gewesen sein, der mich krank gemacht hat.“

Geheimnisvolles Verschwinden eines Droshkenschaffeurs. Das rätselhafte Verschwinden eines Droshkenschaffeurs beschäftigt die Berliner Kriminalpolizei. Ein Schupo-Beamter fand auf einem Dienstwege etwa 500 Meter von der Heerstraße auf der kleinen Verbindungsausspar nach Schildhorn eine Auto-droshke verlassen dastehen. In dem Wagen lag ein weißer Herrenträger, der verwischte Blutflecke aufwies, außerdem war versucht worden, die Lichtmaschine und die Verteilung des Autos zu stehlen. Als Besitzer des Wagens wurde der Fuhrunternehmer Ludwig Hand ermittelt. Wie er angibt, wurde der Wagen von dem 29 Jahre alten Chauffeur Friedrich Müller gestohlen. Möglicherweise ist er einem Verbrechen zum Opfer gefallen.

Das Verschwinden des Chauffeurs aufgeklärt. Das rätselhafte Verschwinden des Taxameterchauffeurs Friedrich Müller, über das wir berichteten, ist nunmehr durch die Arbeit der Berliner Kriminalpolizei aufgeklärt worden. Die Vermutung, daß Müller einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist, bestätigte sich nicht, vielmehr ist mit der Tatsache zu rechnen, daß der Chauffeur nach Unterschlagung von Fahrgeldern flüchtig geworden ist.

Doppeltes Todesurteil. Nach zweitägiger Verhandlung wurden in Ansbach der Mechaniker van Arnold aus Heilbronn und die vermittelnde Installateursgattin Klump wegen Mordes zum Tode und Überkenntung der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebensdauer verurteilt. Beide hatten den Entschlafenen, den Schenker der Angeklagten Klump zu töten. Arnold hatte in der Nacht zum 16. Februar Klump durch sechs Revolverkugeln so schwer verletzt, daß er am Tage darauf starb.

Zwei Wochen Leichenwache hat die Frau eines kirchlich verstorbenen Lokomotivführers in Berlin gehalten. Die geisteskrante Frau sah, als man die Leiche gewaltsam öffnete, neben dem Bett ihre Mannes und wartete, „bis er wieder lebendig wird.“

Eine Internationale der Zigeuner hat sich unter dem Protektorat der Sowjetrepublik in Moskau aufgelöst. Die 20 000 Zigeuner, die in Bessarabien, in der Ukraine und in anderen Teilen Russlands wohnen, wissen natürlich nichts von ihrer in der Hauptstadt Russlands etablierten Generalvertretung. Der Verband hat ein Zigeuneralphabet und eine Grammatik der Zigeunersprache mit lateinischen Buchstaben entwerfen lassen, um seiner Werbetätigkeit eine größere Stütze zu geben.

Schwere Kesselexplosion auf einem norwegischen Dampfer. Auf dem norwegischen Dampfer „Vesmund“, der Danzig verließ, um in Wind zu gehen, ereignete sich in vergangener Nacht aus bisher unaufgeklärten Gründen eine furchtbare Kesselexplosion. Hierdurch wurden 3 Heizer und 1 Kohlentrimmer, die im Kesselraum arbeiteten, auf der Stelle getötet.

Erfolgreiche Schatzgräber. In Demopolis (Alabama) wurde eine Summe von mehr als 200 000 Dollars in Gold ausgegraben.

Stärkt den Kampffonds!

Achtung! Betriebsvertrauensmänner holt Sammelisten im Parteisekretariat Den Fürsten nichts, dem Volke alles!

die für die Armeen der Unionstaaten während des amerikanischen Bürgerkrieges von 1861 bis 1865 von C. Boas Whitfield verfertigt worden waren. Whitfield hatte seinem Sohne einen Plan und Anweisungen über den Ort, wo der Schatz verborgen war, vererbt. An Hand dieses Planes wurde das Geld jetzt aufgefunden.

Wegen Amstihbrauchs hingerichtet. Mittwoch morgen wurden vier Führer der Kiewer Militärgesellschaft hingerichtet, nachdem der Antrag auf Begnadigung abgelehnt worden war. Sie waren wegen Amstihbrauchs und Betrügereien zum Tode verurteilt worden.

Einen geradezu mittelalterlichen Raueakt verübte in dem polnischen Dorfe Krzeszow bei Lodz der Bauer Stanislaw Wojak, der sich geweigert hatte, seiner Tochter die Erlaubnis zur Heirat mit dem jungen Landwirt Pollak zu geben. Da die jungen Leute gutwillig nicht voneinander zu trennen waren, erschloß der Alte die Tochter im Schlafzimmer mit seinem Jagdgewehr. Auch den „Bräutigam“ streckte der siebente Schwiegervater auf dessen Gutshof nieder.

Ein seltenes Naturereignis wurde in der Gegend von Staatshausen beobachtet. Nach einem schweren Gewitter wurden plötzlich große Erdstücke aus dem etwa dreißig Meter tiefen See an die Oberfläche geschleudert. Der ungefähr neun Morgen große Weiher war eine Stunde darauf völlig wasserleer.

Partei-Nachrichten

Sozialdemokratischer Verein Lübeck

Sekretariat Johannisstr. 13, 1. Telefon 2442
Sprechstunden:
11-1 Uhr und 4-7 Uhr. Sonntags nachmittags geschlossen

Achtung, Bürgerfraktionsaktion! Montag, den 7. Juni, abends 8 Uhr, Sitzung im Rathaus. Erscheinen ist Pflicht!

9. Distrikt. Sonntag, den 6. Januar, morgens 7 1/2 Uhr, bei Storch: Flugblattausgabe. Genossinnen und Genossen erscheinen alle. Der Distriktsführer.

10. Distrikt. Sonntag morgen 7 1/2 Uhr Flugblattverteilung. Vollzähliges Erscheinen ist Pflicht. Wichtige Besprechung wegen der Neueinteilung.

Moisling. Sonnabend, den 5. Juni, abends 8 Uhr, im „Kaffeehaus“ Mitgliederversammlung. 1. Vortrag des Genossen Maing über „Wirtschaftsfragen“. 2. Bericht des Ausschusses für Arbeiterwohlfahrt über die Neuordnung der Gemeindepflege. Vollzähliges Erscheinen (Frauen!) erwartet der Vorstand. Mitgliedsbücher mitbringen.

Dänischburg. Sonnabend, den 5. Juni, abends 8 Uhr, bei Coords in Seerech öffentliche Versammlung. Genosse Luidhard spricht über den Volksentscheid. Erscheinen ist Pflicht.

Moisling. Achtung, tätige Genossen! Am Sonnabend, den 5. Juni, findet im Anschluß an die Mitgliederversammlung eine Zusammenkunft aller tätigen Genossen statt. Inempfangnahme von Agitationsmaterial.

Sozialistische Arbeiter-Jugend

Jugendbes. Montag, den 7. Juni: Übungsfunde. Reiner darf fehlen! - Achtung! Alle Jugendbes-Mitglieder die mit nach Hamburg fahren, Montag, den 7. Juni anmelden und 2.20 RM. mitbringen. Hermann.

Achtung Eigenpreisler! Die Übungsfunde am Freitag fällt aus.

Achtung, Abteilung Marz! Am Freitag Eternabend-Ausflug: 11 Uhr und 11 1/2 Uhr zu den Übungsfunden. Ferner am Sonnabend Übungsabend für das Frühlingsspiel am Sonntag, den 8. Juni, sehr wichtige Qualifikationsübung. Alle müssen erscheinen!

Sozialistische Kinderfreunde

Freitag, den 4. 6., 7 1/2 Uhr abends im Jugendheim, Königsplatz 87, Zusammenkommen des Festausschusses. Alle Mitglieder müssen erscheinen. Der Vorstand.

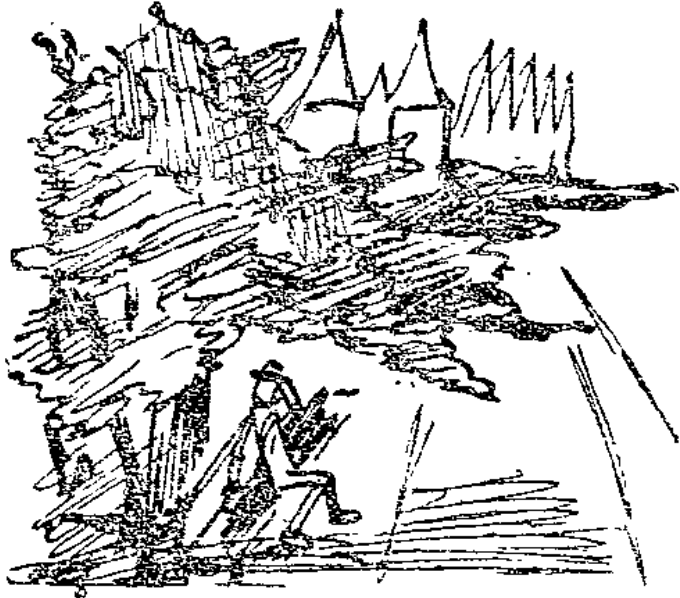
Abteilung Stadt, Gr. 1. Ihr Lieben Mädels und Jungen, zu unserer Wanderung nach Travemünde ist es nötig, daß ihr alle einen Wöfel und nach Möglichkeit einen Blechtopf mitbringt. Bittet Veritas um gutes Wetter und verzeiht euer Bedauern nicht. Bei Regenwetter treffen wir uns um 2 Uhr im Heim. Euer Freund und Bruder Robert.

Abteilung Stadt. Am Sonntag, dem 6. Juni, machen wir eine Frühstunde. Abmarsch 8 Uhr vom Geibelplatz. Zurück um 12 Uhr. Die Wanderkommission.

Eine Spulgeschichte

Mitternacht! Hu!
Geisterstunde! Huhu!
Geipenitzerzeit! Huhuhu!

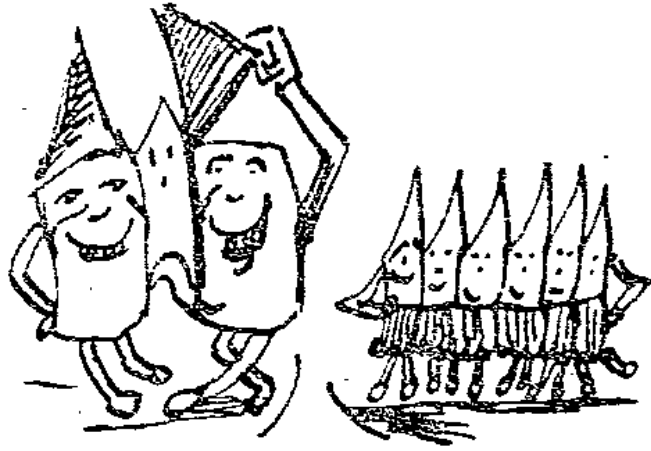
Dampf schlägt es von Marien; Bum! ... Zweifmal Bum! Ich sitze, der neuen Ausstellungshalle gegenüber, auf der Mittelbank unter dem weitzerzweigigen Kiefernbaum. Seine Zweige ragen über die Bank und hüllen mich ein in tiefes Schweigen. Kein Tritt und, o Wunder, kein Auto stört mir die Stille. Ich sitze ein wenig zurück und stütze den Kopf in die Hand. Die



laue Luft, die Ruhe und vielleicht auch die ... flache Wein haben mich müde gemacht. Mir ist so sonderbar, als wäre die Luft voller Raunen und Flüstern. Mir ist's, als wenn das Gestein zur Linken Leben gewänne. Ich lehne mich empor und höre wispernde Leute. Zuerst nur ein Murmeln, dann deutlicher und zuletzt vernehm ich, o Graus, des alten Baumes drohende Stimme: „Was willst du hier, o Menschenkind, und störst uns die nächtliche Ruhe? Gehe hinweg, verlass uns geschwind. Nur tapfere Männer duken wir hier.“ Ich spring auf die Beine, sie verjagen den Dienst; ich sitze zurück in die Bank. „Freigang?“ „O nein, ich heiße die Zähne zusammen und wappne die Brust mit ehernem Mut. So! Nur bin ich stark. Mag kommen, was da will, ich weiche und wauke nicht.“

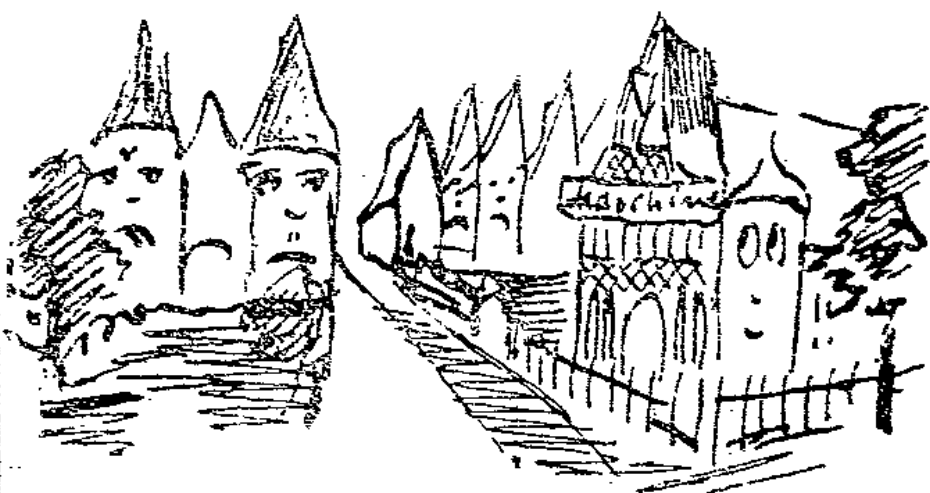
Ein dumpfes Poltern und Wuchten und Stampfen zwingt meinen Blick zur Stadt. Doch was ich dort ersehe, erschlägt im Nu mein aufgepumptes Herz. Das Holstentor, ... mir steigen die Haare zu Berge, das Holstentor ... richtet sich auf. Langsam, kuschelnd, aber von unwiderstehlicher Kraft gehoben, verläßt es paar Schritte vorweg und rückt, als wären die Glieder erlahmt, und beginnt, ... den neuzeitlichen Säulen zu tanzen. So gehts auf mich zu. Entsetzen im Auge, die Hände zur Abwehr gehend, erwarte ich von dem Willkürstolzen den Todestritt. Doch nein! Der höflich verneigt sich das steinerne Paar, und der zur Rechten läßt freundlich sein Köppchen: „Guten Abend, mein Herr, kommen Sie mit und tanzen

mit uns. Dort drüben stehen paar Mädlein. Doch schnell, die Stunde ist kurz, und um Eins erstarrten wir wieder zu Stein.“ Mir wird das Herz gar leicht, und alle Furcht verschwindet. „Nein, nein, meine Herren, ich will Ihr Vergnügen nicht stören. Tanzen Sie weiter. Doch wenn Sie nicht wollen, so erzählen Sie mir bitte den Grund Ihres Frohsins.“ Sie nicken. Doch ehe sie freundlichst Auskunft erteilen, winkten sie ihre Damen heran. Die alten verkrummeten Salzspeiermädels, sie schienen auf dieses Zeichen gewartet zu haben, denn schon lange horchten sie auf unser Gespräch, trippeln heran. Ich neige



mich höflich und bedanke mich sehr, daß sie mich würdig achten, in ihrer Gesellschaft zu sein. Ein liebliches Lächeln verleiht ihnen Runzeln. Sie sind bereit, meiner Neugierde zu dienen.

„Seit vielen Jahren“, so erzählen die Holstentorburtschen und Salzspeierfränkens, zuweilen im Eifer durcheinander geratend, „konnten wir unseres Lebens nicht mehr froh werden.“ In altwürdevollen Zeiten erbaut, zu Ruh und Frommen unzähliger Geschlechter, hatten wir jahrhundertlang unser Dasein erfüllt.



Nun endlich, im 20. Jahrhundert, erschien uns die Ruhe des Alters keine unbillige Forderung. Wir haben um Ruhe. Doch weh über das, was uns geschah! Schimpf und Schande ... „Na, na, meine Herrschaften, beruhigen Sie sich erst. So schlimm kann es ...“

„Ach, Sie wissen ja gar nicht, was uns geschah! In unserer ehrwürdigen Gesellschaft machte sich ein Fremdling breit, der gar nicht hineingehörte. Die Maschinen-Zentrale, dieses, dieses ... Zwieselhaus, wagte man uns vor die Nase zu legen.“

„Entsetzlich!“, schrien die Salzspeiermädels.

„Ja, ja, entsetzlich“, sage auch ich. „Doch jetzt ist das Haus doch abgebrochen.“

„Gott sei dank. Wir hatten in langen Nächten schon manchen Plan erwogen, wie wir das Scheusal wegkriegen könnten, aber uns waren die Hände gebunden. Wir konnten nur schelten und drohen. So vergingen die Jahre, und wir fürchteten schon, vor Altersschwäche zu sterben, ehe dieser Rasten verschwunden sei. Doch heute hört er uns nicht mehr. Frei können wir um uns blicken, ... und deshalb freuen wir uns und ...“

„Tanzen, daß die Erde bebte. Ich verstehe und teile Ihre Freude, doch sagt mir an, wer zahlt den ganzen Krempel?“

„Ja!“

„Hil! Wo kommt denn diese Stimme her? Ich drehe mich um, und hinterm Baum, in dieser Nacht ist nichts unmöglich, tritt Geibels Freund, der Podergmann hervor.“

„Merkur, Merkur“, schreien grell die Salzspeierdamen, „schämst du dich nicht, so naht hier zu erscheinen?“

„Ach, geh! mit los, du dummen Deerns. Wenn ich mich Poderg nicht gefällt, denn kiel nich heun. Weet Jesus, mit is ganz leeg to Mod. Ich spring am leestn in den Stadtgraben rin.“

„Was haben Sie denn, Merkur? Sie sehen so mies, so gar nicht freundlich aus?“

„Heißt er kein Ulrich to. Der fickt mir mol genauer an. Keen Fett upp'n Dief, kein Waden nich un, warr dat! Humme is, kein Geld mehr in den Büdel. All weg, all för de Söbenjohrhunnertier. Verdammten Schier. So meger as id bünn, mi schien de Rippen dörr de Voff, kein Geld in'n Büdel, warr fall' noch upp de Brüd ...“

Und Merkur weint. Die Tränen fließen. „Mir tut er leid. Ich stehe auf und tätsche ihm die Schulter ... Da! Bum!“

„Mein Herr! Nur keine Vertraulichkeiten! Was tuen Sie hier? Um ein Uhr nachts? Sind Sie besoffen?“

„Aber, Herr Merkur!“

„Was heißt Merkur?“ Wollen Sie mich joppen?“ Der Schumann fragt's ...

und ... ich ... verstehe.

„Verzeihen Sie, Herr Nachmeister. Ich glaube, ich bin ... ich habe geträumt.“

„So, so. Na, das kann ja vorkommen. Nun gehen Sie nach Hause. Gute Nacht!“

„Gute Nacht.“

Der Kopf ist wieder klar, der Spuk ist fort.

Aber schon war's doch!

Kurt Walder.

AUS DEM GEWERKSCHAFTSLEBEN

Beilage zum Lübecker Volksboten

Der Kampf um die Unterstützung der Erwerbslosen

Eine Anordnung des Reichsarbeitsministers vom 18. Mai 1926 verlängert die zurzeit geltenden Unterstützungssätze für Erwerbslose unverändert bis zum 3. Juli d. J. Es ist notwendig, daß bis dahin im Reichstag Klarheit darüber geschaffen wird, wie vom Juli ab die Unterstützung der Erwerbslosen zu bemessen ist.

Bisher gliedert sich die Unterstützung nach dem Alter des Erwerbslosen und nach drei verschiedenen Wirtschaftsgebieten. Innerhalb dieser Wirtschaftsgebiete wieder nach je vier verschiedenen Orisklassen. Die Höchstsätze sind daher außerordentlich verschieden, ohne daß der Unterschied der Lebenshaltungskosten an dem einzelnen Orte wirklich gerecht ausgeglichen wird. Es gibt heute einige 70 verschiedene Unterstützungssätze in Deutschland.

Die Folge ist eine große Unzufriedenheit all der Erwerbslosen in den unteren Orisklassen resp. Wirtschaftsgebieten. Andererseits unterscheiden sich an einzelnen Orten die Unterstützungssätze nur nach dem Alter des Erwerbslosen (bis 21 Jahre und über 21 Jahre) und nach der Zahl der unterstützungsberechtigten Familienmitglieder. Der früher bestehende Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Erwerbslosen ist seit Anfang 1925 aufgehoben. Diese Gleichheit der Unterstützungssätze, die nicht den Unterschied des vorher bezogenen Lohnes merkt, kann gelegentlich dazu führen, daß bei besonders niederem Lohnstand einzelner Gewerbe, namentlich bei weiblichen Erwerbslosen, die Unterstützungshöchstsätze fast die Lohnhöhe erreichen oder diese gar überschreiten. Die Zahl dieser Fälle ist sicherlich außerordentlich gering, aber die Tatsache selbst führt zu starken Angriffen auf die Unterstützungshöhe und ist ein starker Hemmschuh für den weiteren Ausbau der Unterstützung.

Unternehmer und Regierung, besonders die Länderregierungen, drängen auf Abänderung der Bestimmungen durch Eingehaltung einer Bestimmung in die geltende Verordnung, wonach grundsätzlich keine Unterstützung den letzten Lohn des Erwerbslosen erreichen darf. Die Regierung versuchte neuerdings jede Unterstützung grundsätzlich auf höchstens 75 v. H. des letzten Lohnes zu beschränken. Andererseits wird versucht, die Bevorzugung des Wirtschaftsgebietes III als angeblich überholt und nunmehr unberechtigt aufzuheben. Daneben laufen Bestrebungen, die letzte an sich schon unzureichende Erhöhung der Höchstsätze, die angeblich nur eine Sonderhilfe für die Wintermonate darstellte, auf die Höchstsätze vom 17. Dezember 1925 zu reduzieren. Die Praxis ergibt, daß bereits zurzeit für weite Gebiete die geltenden Höchstsätze nicht angewandt werden. Man heißt zum Teil erheblich unter diesen Sätzen, insbesondere für weibliche Erwerbslose. Mit dem Argument, die Unterstützung kommt dem Lohn zu nahe, werden die Unterstützungen reduziert. Nun aber nicht nur für einzelne Gruppen mit besonderem niederen Lohn, sondern ganz allgemein für alle Erwerbslose des Ortes.

In dieser Situation verlangten die Spitzenorganisationen der Gewerkschaften an die Stelle der heute nicht etwa einheitlichen, sondern im Gegenteil außerordentlich stark und sehr oft ungerecht gestaffelten Unterstützung, die nach Lohnstufen gestaffelte Berechnung zu setzen.

Die Zweckmäßigkeit dieses Schrittes ist von einigen Seiten bezweifelt worden. Daß die Kommunisten dagegen werten und von Verrat der Erwerbslosen durch die Gewerkschaften faheln, ist nicht tragisch zu nehmen. Den Kommunisten geht es eben alles um Guten dienen. Hätten die Gewerkschaften einen anderen Vorschlag gemacht, so wäre dieser Vorschlag Verrat gewesen. Diese Kritik kann daher die Gewerkschaften nicht beeinflussen. Anders sind die von anderer Seite vorgetragenen Zweifel zu werten, so insbesondere ein Aufschub von Dr. Volkelt in Frankfurt a. M. in der Sozialen Praxis vom 20. Mai, der die Rückwirkung einer Stafflung nach Lohnklassen auf die allgemeine Fürsorge untersucht und zur Schlussfolgerung kommt, daß, trotz der geltend gemachten arbeitsmarktpolitischen Beweggründe der gegenwärtige Zeitpunkt als ungeeignet bezeichnet werden muß, um einen Wechsel vorzunehmen. Sofern es nicht möglich sein sollte, die derzeitigen Unterstützungssätze aus finanziellen und arbeitsmarktpolitischen Gründen fortzusetzen, kann deren äußerste Ermäßigung, nicht aber ein Systemwechsel angeraten werden.

Ein grundsätzlicher Streit über die Zweckmäßigkeit der nach Lohngruppen gestaffelten Unterstützung in der Arbeitslosenversicherung besteht nicht. Streit und Kampf besteht nur über die praktische Durchführung dieses Prinzips, d. h. darüber, wie diese Lohnstufen abgegrenzt sein sollen und wie hoch die Unterstützung bemessen werden soll. Also nicht über das Prin-

zip, sondern über seine Anwendungsform besteht kein Streit. Das gilt sowohl für die kommende Versicherung wie auch für die jetzt im Rahmen der Erwerbslosenfürsorge zu findende Lösung.

Als die Gewerkschaften die Forderung stellten, schon jetzt das für die Arbeitslosenversicherung geplante System der Unterstützungsrechnung als sogenannte „Zwischenlösung“ einzuführen, verbanden sie damit nicht nur den Willen, den geplanten Abbau der Unterstützung zu verhindern, sondern darüber hinaus die Unterstützung der Erwerbslosen als ganzes zu verbessern. Die Regierung akzeptierte die „Zwischenlösung“. Sie stellte dabei die Bedingung, daß die derzeitigen Anwendungen für die Erwerbslosenfürsorge durch die Systemänderung nicht erhöht werden dürfen. Die Aufwendungen für die unterstützende Erwerbslosenfürsorge betragen zurzeit rund 120 Millionen Mark monatlich. Davon fließen rund 40 Millionen Mark aus den Beiträgen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, so daß etwa 80 Millionen Mark monatlich zugeflossen werden müssen, und zwar je zur Hälfte aus Reichs- und Landesmitteln. Daneben sind natürlich die Aufwendungen für die produktive Erwerbslosenfürsorge aus öffentlichen Mitteln zu decken. Die Regierung erklärte, daß diese Belastung das äußerste Maß darstelle und daß eine neue Regelung keinesfalls erhöhte öffentliche Zuschüsse notwendig machen dürfe.

Inzwischen hat sich auch der Sozialpolitische Ausschuss des Reichswirtschaftsrates mit der geplanten „Zwischenlösung“ beschäftigt. Ein Kompromittag fand gegen die Arbeitgeber eine geringe Mehrheit, wonach die Lohnstufen nach den Grundlöhnen des Regierungsentwurfes für die Arbeitslosenversicherung bemessen werden sollten, nämlich:

Lohnklasse	Einkommen wöchentlich	Einheitslohn
I	bis zu 10 RM.	10 RM.
II	10—20 RM.	15 RM.
III	20—30 RM.	25 RM.
IV	30—40 RM.	35 RM.
V	über 40 RM.	40 RM.

Jedoch sollte für die Lohnklassen I bis 3 nicht 40, sondern 50 v. H. für die Lohnklassen 4 und 5 40 v. H. des Einheitslohnes als Grundunterstützung für die Ledigen gefordert werden. Außerdem war mit diesem Beschluß der weitere Beschluß verbunden, daß künftig von einer Prüfung der Bedürftigkeit der Erwerbslosen Abstand genommen werden soll. Auch der Beitrag bei der Reichsarbeitsverwaltung beschäftigte sich eingehend mit der Frage. Seine Mehrheit stellte sich auf den Standpunkt, daß die Grundunterstützung in allen Lohnstufen nicht 40, sondern 50 v. H. der Zuschlag für Frauen statt 5, 10 v. H., der für Kinder unverändert 5 v. H. betragen soll und daß der Höchstbetrag dieser Unterstützung auf 80 v. H. des Einheitslohnes steigen könne. Außerdem fand ein Antrag, gegenüber dem Regierungsentwurf eine weitere Lohnstufe nach oben einzuführen, eine Mehrheit, während ein Antrag der Arbeitnehmer, zwei weitere Lohnstufen aufzulegen, abgelehnt wurde.

Die Regierung hatte die ursprünglich bis zum 1. Mai befristeten Höchstsätze inzwischen bis zum 22. Mai verlängert in der Hoffnung, bis dahin eine Lösung der hart umstrittenen Frage herbeizuführen. Letzteres gelang nicht. Die Regierung vermochte für ihren Entwurf, abgelehnt von den Unternehmern und den Länderregierungen, keine Befürworter zu finden (für die Gewerkschaften war der Entwurf natürlich un diskutabel). Sie hat daher nunmehr die zurzeit geltenden Höchstsätze bis zum 3. Juli verlängert, und zwar ohne Vndertrag. Beabsichtigt war, schon jetzt die geltenden Bestimmungen dahin abzuändern, daß die Unterstützung keinesfalls 75 v. H. des bisher vom Erwerbslosen bezogenen Lohnes übersteigen solle. Dieses ist zunächst abgelehnt. Damit ist die Frage natürlich nicht entschieden, sondern nunmehr muß der Reichstag bis Ende Juni eine Lösung finden.

Diese neue Regelung kann sich aus den eben entwickelten Gründen nur auf dem Boden einer nach Lohngruppen gestaffelten Unterstützung bewegen. Es sei denn, die Regierung und die Unternehmer seien beide bereit, zu ihrer angänglichen Furcht, daß Unterstützung und Lohn sich gelegentlich überschneiden, abzulassen und auf dem Boden des bestehenden Systems einer Verbesserung der Unterstützung zuzustimmen und die bisherigen Mißstände im bestehenden System zu verhindern. Da beide dieses natürlich nicht wollen, bleibt nur der von den Gewerkschaften gewiesene Weg. Ueber seine Zweckmäßigkeit und die gegen das Lohngruppen-system vorgebrachten Bedenken werden wir uns in einem folgenden Artikel eingehend äußern.

fällt nach der Kesselheizer sowie gegen die vom Arbeitsauschuss einstimmig beschlossene Unterstellung der Trodenhelfer wurde ferner des Sozialpolitischen Ausschusses Widerspruch nicht erhoben.

Einstimmige Annahme fand nachstehender Antrag: „Zu den gefassten Beschlüssen, soweit sie sich nicht ausdrücklich auf den Hosenfabrikbetrieb beziehen, wird zusätzlich beschlossen, daß dem Herrn Reichsarbeitsminister anheim gestellt wird, für die Hosenfabrikbetriebe zeitlich befristete Ausnahmen bis zu einjähriger Dauer zuzulassen. Solche Ausnahme darf keinesfalls zu einer Erweiterung der bisherigen Arbeitszeit in diesen Betrieben führen.“

Mit diesen Beschlüssen hat der Sozialpolitische Ausschuss des Reichswirtschaftsrates endlich den dringenden Forderungen der Arbeitergruppen der betreffenden Betriebe, die zugleich im Interesse der Volksgesundheit liegen, Rechnung getragen. Der Reichsarbeitsminister wird hoffentlich nunmehr ohne weiteren Zeitverlust diese Beschlüsse zur Durchführung bringen.

Zum Koalitionsrecht der Lehrlinge

In letzter Zeit mehren sich die Fälle, wo Lehrmeister zur Entlassung von Lehrlingen schreiten. Oft befindet sich in Lehrverträgen noch die Bestimmung: „Bereinigungen irgendwelcher Art darf der Lehrling ohne Genehmigung des Lehrherrn nicht betreten.“ Auf diese durchaus rechts- und verfassungswidrige Bestimmung gestützt, erfolgen Entlassungen von Lehrlingen, wenn sie sich gewerkschaftlich organisiert haben. Gegen solche Entlassungen muß das Gewerbe gerichtlich angerufen werden. Ein Klage ist nicht ausföchtlos, wie eine Entscheidung des Gewerbegerichts von Wiesbaden zeigt.

Ein Wiesbadener Meister hatte seinen Lehrling entlassen, weil dieser sich dem Metallarbeiterverband angeschlossen hatte, obwohl im Lehrvertrag die oben genannte Bestimmung sich befand. Das Gewerbegericht, bei dem die Klage anhängig gemacht worden war, hat den Meister verurteilt, das Lehrverhältnis fortzusetzen. In den Gründen sagt das Gericht: „Unrichtig hat der Beklagte den Kläger entlassen, weil er Mitglied des Metallarbeiterverbandes ist. Beklagter will die Entlassung auf § 6 Abs. 5 des Lehrvertrages, den er mit dem Kläger selbst und dessen Vater abgeschlossen hat, stützen: „Bereinen irgendwelcher Art darf der Lehrling ohne Genehmigung des Lehrherrn nicht betreten.“ Die vorbenannte Bestimmung steht nach Ansicht des Gerichts im Widerspruch zu Artikel 159 der Reichsverfassung vom 11. August 1919, der folgenden Inhalt hat: „Die Vereinigungsfreiheit zur Wahrung und Förderung der Arbeitsbedingungen ist für jedermann und für alle Berufe gewährleistet. Alle Abreden und Maßnahmen, welche die Freiheit einzuschränken oder zu verhindern suchen, sind rechtswidrig.“ Ein Zweifel daran, daß nach dem Wortlaut der Reichsverfassung nicht nur die volljährigen Arbeitnehmer männlichen Geschlechts, sondern auch die weiblichen und jugendlichen Arbeiter das Koalitionsrecht bekommen haben, besteht nach Ansicht des Gerichts nicht. Das im Artikel 159 gewählte Wort „jedermann“ läßt keinerlei Einschränkungen irgendwelcher Art zu. Die Fassung ist so allgemein, daß darunter sowohl der höchste Reichsbeamte wie der jüngste Lehrling zu verstehen ist. Da nach dem zweiten Satz des Artikels 159 jede der Koalitionsfreiheit entgegenstehende Abrede und Maßnahme rechtswidrig ist, werden dadurch alle entgegenstehenden Vertragsbestimmungen auch in laufenden Lehrverträgen unwirksam. Da selbstverständlich die Absicht der Reichsverfassung nicht dahin geht, alle Verträge, in denen ein solches Koalitionsverbot enthalten ist, ihrem ganzen Inhalt nach unwirksam werden zu lassen, nimmere der Gesetzgeber das größte Interesse daran hat, alle solche Verträge mit Ausschluß des Koalitionsverbots vollwirksam weiterbestehen zu lassen, wie im Satz 2 des Artikels 159 festgelegt, daß die Rechtswidrigkeit, d. h. Nichtigkeit, die Abreden und Maßnahmen betrifft, welche die Koalitionsfreiheit einzuschränken oder zu verhindern suchen. Dadurch wird der Inhalt von Verträgen uim im übrigen durch die Wirkung der Nichtigkeit nicht betroffen. Die gleiche Auffassung ist auch von einer Reihe von Landesregierungen vertreten worden.

Die Technische Nothilfe selbst in Not?

Daß sich eine Nothilfe selbst in Not befindet, ist kein alltägliches Ereignis. Bei der Technischen Nothilfe des Westens soll dies der Fall sein. In den Wirtschaftlichen Nachrichten für Rhein und Ruhr lesen wir darüber: „Die Technische Nothilfe befindet sich gerade jetzt wieder in einer finanziellen Notlage, die bei der Bedenklichkeit dieser Organisation um so bedauerlicher ist. Es ist sehr zu begrüßen, daß der Anfang gemacht worden ist, durch Stiftungen zu ermöghchen, daß die Zeitschrift „Die Räder“ (Duisburg) an die Mitglieder der Technischen Nothilfe-Organisation, die nach dem Abzug der Franzosen den Landesverband Essen-Niebrheim erst wieder neu aufbauen mußte, ihre Unterstützung nur warm empfehlen.“ — Man sieht, mit welcher Wärme sich die Organisationen der Technischen Nothilfe annehmen. Das macht uns diese Einrichtung nur noch verdächtiger. Es braucht nicht daran gezweifelt zu werden, daß die Technische Nothilfe auf Grund solcher Aufrufe Geld in Fülle und Fülle bekommt. Dazu hat selbst die „notleidende“ Industrie des Westens Geld.

Eine ausgezeichnete Propagandaschrift

Der Verband der Buchbinder und Papierverarbeiter Deutschlands hat zur Düsseldorf-Gesoleiausstellung eine 46 Seiten starke Zeitschrift herausgegeben, in der das soziale Wirken des Verbandes von Anbeginn seiner Tätigkeit bis zur Gegenwart geschildert wird. Neben dem Erfolg auf tariflichem Gebiet, also der Haupttätigkeit des Verbandes, sind nach die Aufgaben und Erfolge der einzelnen Untereinrichtungen eingehend geschildert und dabei die früheren Verhältnisse den jetzigen gegenübergestellt. Wir erfahren da u. a., daß der Verband 1/2 auf tariflichem Gebiet sehr gute Erfolge zu verzeichnen hat, indem gegenwärtig durch 60 Tarife für rund 100 000 Berufsangehörige, gleich 80 % der insgesamt in der Papierverarbeitung Tätigen, die Lohn- und Arbeitsverhältnisse tariflich geregelt sind. Davon entfallen allein auf die vier größten Reichssterie 77 000 Beschäftigte. Von den sonstigen Leistungen sei noch erwähnt, daß der Verband von 1897 bis 1925 rund 120 000 Arbeitslosen für 2 1/2 Millionen Tagen Arbeitslosenunterstützung zahlte. Krankenunterstützung erhielten 105 000 Mitglieder für rund 3 Millionen Tage, und wenn wir als ein weiteres Beispiel nach anführen, daß der Verband gegenwärtig 180 RM. pro Jahr Invalidenunterstützung für die ganze Zeit der Invalidität an invalide Kollegen zahlt, dem erkennt man aus den wenigen Zahlen bereits das heuerste Wirken der Gewerkschaften. Aber besonders auch denen, welche in den Unterstützungsanstalten eine Gefahr für die Vermehrung der Gewerkschaften erblicken, kann das Studium dieser Propagandaschrift einwandfreien Trostes nur dringend empfohlen werden.

Berufskrankheiten und Achtsundentag

Der Sozialpolitische Ausschuss des Vorläufigen Reichswirtschaftsrates hat eine Reihe bedeutender Beschlüsse gefasst. Er nahm Stellung zu der Einbeziehung gewisser von Berufskrankheiten in die Verordnung über die Ausdehnung der Unfallversicherung auf gewerbliche Berufskrankheiten sowie zur Anwendung des § 7 der Arbeitszeitverordnung (der die Beschränkung auf höchstens acht Stunden täglich für gesunde gesundheitsfähliche Berufe vorsieht), auf die Dampfesselbetriebe, die Aluminiumhütten und Glasbläsen.

Zum ersten Punkt lagen Berichte vor über die Einbeziehung 1. der seemannischen Berufskrankheiten, 2. der Erkrankungen infolge Verätzungen durch Schwefelwasserstoff, 3. der Erkrankungen infolge Vergiftung durch Kohlenoxyd. Bezüglich der seemannischen Berufskrankheiten beschloß der Ausschuss mit 15 gegen 11 Stimmen, der Reichsregierung nachstehendes Entschließen zu übermitteln:

„Das Recht der Seemannsversicherung ist dahin abzuändern, daß Amöbenruhr, der Typhus, Flecktyphus, Pest, Cholera, Gelbfieber und tropische Malaria wie Folgen von Unfällen entschädigt werden, nicht nur dann, wenn die Infektion im Betriebe, sondern auch, wenn sie bei einer Verurlaubung in eigener Sache an Land erfolgt. Eine Entschädigung findet nicht statt, wenn der von der Infektion betroffene Seemann nachweislich vorabseits Gefahr geboten war.“

Storbu und Beriberi sind als gewerbliche Berufskrankheiten zu betrachten. Für Erkrankungen an Malaria ist die Möglichkeit einer Gewährung von Übergangsraten nach dem Vorbilde des § 6 der Verordnung vom 12. Mai 1923 zu schaffen.“

Der Ausschuss beschloß sodann mit großer Mehrheit, der Reichsregierung zu empfehlen, die chronischen Schwefelwasserstoffvergiftungen der Verordnung vom 12. Mai 1923 zu unterstellen und diese Vergiftungen infolgedessen ebenso wie die akuten Vergiftungen unfallenfähigkeitsfähig zu gestalten. Einstimmig angenommen wurde ein Antrag, die Reichsregierung zu ersuchen, den § 547 der Reichsversicherungsordnung wie folgt zu ändern:

„Die Reichsregierung kann mit Zustimmung des Reichsrates durch Verordnung bestimmte Berufskrankheiten bezeichnen. Solche

Berufskrankheiten und Achtsundentag

Der Sozialpolitische Ausschuss des Vorläufigen Reichswirtschaftsrates hat eine Reihe bedeutender Beschlüsse gefasst. Er nahm Stellung zu der Einbeziehung gewisser von Berufskrankheiten in die Verordnung über die Ausdehnung der Unfallversicherung auf gewerbliche Berufskrankheiten sowie zur Anwendung des § 7 der Arbeitszeitverordnung (der die Beschränkung auf höchstens acht Stunden täglich für gesunde gesundheitsfähliche Berufe vorsieht), auf die Dampfesselbetriebe, die Aluminiumhütten und Glasbläsen.

Zum ersten Punkt lagen Berichte vor über die Einbeziehung 1. der seemannischen Berufskrankheiten, 2. der Erkrankungen infolge Verätzungen durch Schwefelwasserstoff, 3. der Erkrankungen infolge Vergiftung durch Kohlenoxyd. Bezüglich der seemannischen Berufskrankheiten beschloß der Ausschuss mit 15 gegen 11 Stimmen, der Reichsregierung nachstehendes Entschließen zu übermitteln:

„Das Recht der Seemannsversicherung ist dahin abzuändern, daß Amöbenruhr, der Typhus, Flecktyphus, Pest, Cholera, Gelbfieber und tropische Malaria wie Folgen von Unfällen entschädigt werden, nicht nur dann, wenn die Infektion im Betriebe, sondern auch, wenn sie bei einer Verurlaubung in eigener Sache an Land erfolgt. Eine Entschädigung findet nicht statt, wenn der von der Infektion betroffene Seemann nachweislich vorabseits Gefahr geboten war.“

Storbu und Beriberi sind als gewerbliche Berufskrankheiten zu betrachten. Für Erkrankungen an Malaria ist die Möglichkeit einer Gewährung von Übergangsraten nach dem Vorbilde des § 6 der Verordnung vom 12. Mai 1923 zu schaffen.“

Der Ausschuss beschloß sodann mit großer Mehrheit, der Reichsregierung zu empfehlen, die chronischen Schwefelwasserstoffvergiftungen der Verordnung vom 12. Mai 1923 zu unterstellen und diese Vergiftungen infolgedessen ebenso wie die akuten Vergiftungen unfallenfähigkeitsfähig zu gestalten. Einstimmig angenommen wurde ein Antrag, die Reichsregierung zu ersuchen, den § 547 der Reichsversicherungsordnung wie folgt zu ändern:

„Die Reichsregierung kann mit Zustimmung des Reichsrates durch Verordnung bestimmte Berufskrankheiten bezeichnen. Solche

Berufskrankheiten unterziehen der Unfallversicherung ohne Unterschied, ob sie durch ein plötzliches Ereignis (Unfall) oder durch eine länger dauernde oder wiederholte Einwirkung verursacht sind.“

Zum § 7 der Arbeitszeitverordnung beschloß der Ausschuss einstimmig folgende Arbeitergruppen der Dampfesselbetriebe in das Verzeichnis des § 7 der Arbeitszeitverordnung aufzunehmen:

„Die Kesselheizer in Kesselhäusern, die Maschinen- und Schiffeheizer innerhalb des Maschinenraums der Kesselreiniger. (Dieser Beschluß gilt auch für Kesselwärter, soweit deren Tätigkeit gleich derjenigen der Kesselheizer ist und deshalb nur eine andere Bezeichnung darstellt).“

„Ebenso einstimmig nahm der Ausschuss hierzu nachstehende Entschließen an:

„Der Sozialpolitische Ausschuss des Vorläufigen Reichswirtschaftsrates ersucht den Herrn Reichsarbeitsminister, bei Aufnahme von Arbeitern der Dampfesselbetriebe in das Verzeichnis der Arbeitszeitverordnung zeitlich begrenzte Ausnahmen für einjährige betriebene Kesselanlagen vorzunehmen.“

Dem Vorschlag des Arbeitsauschusses, der Reichsregierung zu empfehlen, in den Aluminiumhütten die Ofenansarbeiter dem § 7 zu unterstellen, stimmte der Ausschuss mit 16 gegen 12 Stimmen zu.

Bei der Behandlung des Berichtes des Arbeitsauschusses über die Arbeitszeitverhältnisse in den Glasbläsen wurde einstimmig beschlossen:

„Glasmacher an Maschinen, mit Ausnahme der vollautomatischen Maschinen, sind zu unterstellen; Arbeiter in Hütten und Steinbrühen sind zu unterstellen, wenn in diesen die Trodenung der Hütten und Steine länger erfolgt, als es zu ihrer Transportfähigkeit in den eigentlichen Trodenraum notwendig ist.“

„Strecker und Sieber sind allgemein zu unterstellen.“ wurde mit Mehrheit angenommen. Gegen den letztgenannten Antrag stimmten die Arbeitgebervertreter geschlossen.

FÜR DIE MÜBESTUNDE

Oberprokurator und Dichter

Literarische Zensur im alten Rußland. — Tolstois „Nacht der Finsternis“. — Pobjedonosjew und Alexander III.

ml. In Moskau erschienen demnächst Pobjedonosjews Briefe. Unter ihnen befindet sich auch ein Schreiben, das er an Alexander III. in Sachen von Tolstois Drama „Die Nacht der Finsternis“ gerichtet hat. Die Vorgeschichte dieses Briefes ist, so lesen wir in der neuesten Nummer der illustrierten Halbmonatsschrift „Das Theater“, nach der Schilderung Gussjews, der Verwalter des Tolstois-Museums, nicht uninteressant: Tolstois schrieb sein Drama „Die Nacht der Finsternis“ im Oktober und November 1886. Das Stück wurde handschriftlich weit bekannt. Tolstois hatte das Verlagsrecht der Firma „Postrednit“ überlassen. Doch die Zensur verbot nicht nur die Aufführung, sondern auch den Abdruck. Da wandte sich Tolstois Gattin mit einem Gesuch an den Vorsteher der Hauptverwaltung für Presssachen. Dieser erwiderte, daß das Drama „einen Zynismus an Ausdruck“ enthalte, die „für die Nerven der Bühnen“ unangenehm sind. Schließlich wurde der Abdruck gestattet, worauf die Frage der Aufführung entstand. Am 27. Januar 1887 las General A. Stachowski, von früherer Jugend ein leidenschaftlicher Theaterliebhaber und guter Bekannter der Tolstois'schen Familie, das Drama im Hause des Fürsten Woronzow-Daschkow und bei Anwesenheit Alexanders III. und seiner Gattin vor. Dem Zaren gefiel das Stück außerordentlich. Er sagte, daß „der Soldat in allen Schöpfungen Tolstois auffallend gut ist“. Nach Schluß der Vorlesung sagte er: „Ein wunderbares Werk!“ Gleichzeitig äußerte er die Meinung, daß Tolstois Drama mit vereinigten Kräften der Petersburger und Moskauer Truppe aufgeführt werden sollte. Die Petersburger allein würde es nicht fertig bringen und auch dann sei es noch eine Frage, ob man es wie gehörig spielen würde. Der Kaiser meinte, er würde der Generalprobe selbst beiwohnen, um sich davon zu überzeugen, ob die Aufführung für das Kaiserliche Theater gut genug sei.

Man vertheilte also die Rollen und bereitete sich zur Aufführung vor. Das Stück passierte sogar nicht das literarische Theaterkomitee, durch welches damals sämtliche für das Kaiserliche Theater bestimmte Stücke gingen. Alles war zur Ausführung fertig, als sie plötzlich vom Ministerium des Kaiserlichen Hofes verboten wurde. Von der Aufführung hatte nämlich der Oberprokurator des heiligen Synode Pobjedonosjew erfahren, der das unbegrenzte Vertrauen Alexanders III. genoß. Er richtete nun an diesen nachstehendes, höchst charakteristisches Schreiben: „Verzeihen Sie Majestät, daß ich Ihre Ruhe mit meinen Briefen störe. Ich habe jedoch Tolstois neues Drama durchgesehen und kann vor Zorn nicht zu mir kommen. Trotzdem vertheilt man mir, daß es die Kaiserlichen Theater zur Aufführung vorbereiten und daß bereits die Rollen einstudiert werden. Der Tag, an dem Tolstois Drama im Kaiserlichen Theater aufgeführt werden wird, wird ein Tag des empfindlichen Niederganges anderer Bühnen sein, die schon ohnehin tief genug gesunken sind. Der fittliche Verfall unserer Bühne ist aber kein geringes Unheil, weil das Theater einen gewöhnlichen Einfluß auf die Sitten nach der einen oder anderen Seite hin hat.“

Ich stelle mir die erste Aufführung vor. Die Logen voll von Adulanten und Damen der höchsten Gesellschaft, den Liebhabern und Hochbegünstigten harter Tages- und Nachtschwärze. Die Damen in eleganten Toiletten schauen gierig auf die Vorstellung aus der ihnen fremden Bauernwelt, in der gleichfalls Menschen, die aber den Tieren gleichen, leben und sich bewegen. In jedem Akt empfinden sie einen angenehmen „Schreck“. Im fünften Akt, anlässlich des Kindesmordes, werden die Mütter beim Zerbrechen der Knöchelchen und Lauten der Mutter, zu weinen begannen — o, solche Tränen! Glücke es nicht dem, wie im vorigen Jahrhundert elegante Damen der gebildeten Gesellschaft der Welt sich verhielten, um den Hirtinnen und Hirtinnen der Felsener beiwohnen und zwischen Konten und Geizhalsen gleichfalls weinen. Das ist aber nicht alles. Das Stück wird in Moskau kommen. Das ganze Petersburger Publikum, von Klein bis groß, wird ins Theater gehen. Das fittliche Niveau unseres Publikums ist sehr niedrig, ebenso sein Geschmack. Die Logen würden sich mit jungen Mädchen und minderjährigen Kindern

füllen (dies bestimmt, nachdem man sie bereits zu den Operetten mitnimmt). Was wird nun in fittlicher Hinsicht die Folge sein, einige Stunden ein lebendiges Bild der Entartung der Verbrechen und wilden Lebensweise mitangesehen zu haben? Nach Souje gekommen, werden die Kinder unter Gelächter und Späßen, die im Theater mitangehörten Phrasen und Worte wiederholen.

Man muß auch daran denken, wie eine solche öffentliche Darstellung des russischen Dorflebens vom Auslande und Ausländern aufgenommen werden wird, dort, wo die gesamte Presse, die sich gegen Rußland amlet, gierig jede unserer Erscheinungen aufgreift und manchmal geringfügige oder erlommene Begebenheiten als ein Bild der russischen Unordnung aufmacht. Seht, werden sie sagen, wie Rußen selbst das Leben ihres Volkes darstellen. Schließlich weist Pobjedonosjew auf die massenhafte Verbreitung des als wohlfeile Ausgabe herausgegebenen Werkes hin, das selbst in den Schulen gierig gelesen wird.

Alexander III., der Pobjedonosjews Schreiben sofort beantwortete, erbrachte wieder einmal den Beweis, wie unbeständig er in seiner Meinung war, wenn er vom „Großinquisitor Rußlands“ in die Enge getrieben wurde. Sein Schreiben lautete:

„Das Drama habe ich gelesen. Es machte auf mich einen starken Eindruck, aber auch Abneigung. Alles, was Sie schreiben, ist vollständig richtig. Meine Meinung und Ueberzeugung ist, daß man dieses Drama nicht im Theater aufzuführen darf; es ist mit seinem Sujet zu real und grauhaft. Betrübend ist es, daß der so talentvolle Tolstois nichts Besseres für sein Drama wählen konnte als dieses widerwärtige Sujet, doch ist das ganze Stück meisterhaft und interessant geschrieben.“

Vom Herzen Ihr Alexander.“

Die Folge dieses Briefes war, daß die Aufführung des Dramas, das nach seinem Abdruck eine riesenhafte Verbreitung gefunden hatte (in drei Tagen wurden 150 000 Exemplare verkauft), acht Jahre lang unterbleiben mußte. Das erste Mal wurde es erst unter Nikolai II. am 18. Oktober 1895 in Petersburg und bald darauf auch in Moskau aufgeführt.

Droletarienkinder

Verloren träumt ihr Blick in der Ferne,
Gesehnt an die Finsternis der Wände,
Mit Körper eingewängt in Miesstückerne;
Um Wunder bitten eure schmalen Hände.

Ihr findet Reite in der Höhe Eng,
Ihr habt ein Antlitz, das sich Sonne staßt,
In euch ist Ton der Leierkastenlänge,
Um euch der Rauch von Schloten schwarz und saßl.

Ihr kennt die Angst im Grau der dumpfen Kammer,
In dem sich Kummeris spiegelt hat,
Ihr kennt das große Leid, des Alltags Jammer,
Den Hungerstrei der Armen: Macht uns jaht!

Die Not ward Melodie für euer Schicksal;
Ihr ahnt, was folgt, in eures Lebens Kette:
Vielleicht das Waisenhaus, Jährt, Spital,
Vielleicht viel Mütterlichkeit auf dürftigen Bett.

Doch euer Lächeln macht die Luft verjüngen,
Die euch umlauert, am nie loszulassen,
Denn ihr habt Augen, die vor Mühen tranken,
Und Hände, die verkrampft nach Himmeln saßen.

Ihr seid zerstoßne Kreator der Erde,
Verächtlich, wie verirrte Vögel jaht;
Und euer Stammeln ist wie die Gebärde,
Die unbefummert freit um Nahrung und Wind.

Walter Steinbach.

Mit besonderer Erlaubnis des Verlags Ernst Odenburg, Leipzig, den „Droletariatsgedichten“ entnommen. Preis geh. 1 Mark.

Das Liebesleben des Fredericus Rex

Ist auch das Leben und Schaffen des Königs durch eine ungeheure Literatur und zahllose Memoirenwerke, Briefe und Aufzeichnungen im großen und ganzen bekannt, so herrschen doch in Bezug auf sein Verhältnis zum Ewigweiblichen noch mancherlei Zweifel. In seiner lustigen und ausgelassenen Kronprinzenzeit trat er, zum großen Mißfallen seines Vaters, mit mehr oder weniger temperamentvollen Mädchen und Frauen in Beziehungen, alle Freuden der Liebe auskostend. In den jungen Jahren Fredericus hat es an Liebesromantik keinesfalls gefehlt. Nach seiner Verlobung jedoch war Frederich mit seiner erotischen Unternehmungen weniger wählerisch. So sagt er selbst in einem Briefe an Grandfellow: „Solche knoblauchduftende Landnymph gefüllt mehr als die Gräfin (Dönhoff) mit ihrem feinen Benehmen.“

Kurz nach der Hochzeit erkrankte er an einer venerischen Krankheit, bei der ihm sein Freund Suhr, der sächsische Gelehrte, große Dienste leistete. Mitten im Kriege sogar hat Frederich, wie ein französischer Historiker schreibt, den unheimlichen Anblick der Genotoffen gespürt, er hat sich das Gesicht selbst in einem an Voltaire gerichteten Briefe entschließen lassen, wo er in höchster Form von seiner trüben Erfahrung spricht, die er mit schlechten Weibern gemacht. Der Umstand, daß er seine ihm ungenügende, aber in tiefer Seele unsympathische Frau vernachlässigte, mußte den Verdacht seiner Widersacher auch noch nach einer bestimmten Richtung hin erwecken. Als die Seele dieser Standart sucht gegen Frederich kann Voltaire bezeichnet werden. Während die erste Ausgabe seiner „Jungfrau von Orleans“ noch keinen Angriff auf Frederich enthält, bringt die 1756 zu Paris erschienene zweite, worin er den König der griechischen Liebe a la Metiabes beschuldigt. Seine Angriffe setzte Voltaire in zahlreichen Briefen und dem 1784 erschienenen Buch „Privatleben des Königs von Preußen“ fort. Seine Ansicht über Frederichs schwärmerisch verliebte Briefe an seinen „Liebling“, Leutnant von Borke, zu bestätigen, den er in glühenden Liebesausbrüchen anbetet. Seine Schwester Wilhelmine tadelt die Ungehörigkeit seiner „Intimität“ mit einem seiner Pageen. Nachdem ihn der König von ihm getrennt hat, erhebt Frederich ihn durch seine Freunde Kasperling und Raite. Letzterer verkehrte mit ihm, „wie ein indischer Liebhaber mit seiner Geliebten“ (Wöllig: Memoiren). „Auf dem Thron blieb Frederich bei seinen Lasten, selbst die Satire errotet bei ihrer Schilderung“ (Macaulan).

Voltaire erzählt: „Wenn Seine Majestät angezogen und gestieft war, so widmete der Stoffer der episcopischen Seite etliche Augenblicke; er ließ zwei oder drei Lieblinge kommen, das mochte nun ein Leutnant von seinem Regiment, ein Page, ein Bedienter oder ein junger Cabot sein; es wurde Caffe getrunken, und derjenige, dem das Schnupstuch zugeworfen wurde, blieb eine halbe Viertelstunde allein mit ihm. Die Sachen kamen hier nicht aufs äußerste, weil der Prinz bei Lebzeiten seines Vaters in seiner Liebe liebel behandelt und ebenso übel geheilt worden. Er konnte nicht die erste Rolle spielen, sondern mußte es bei der zweiten bewenden lassen.“ Ueber Frederichs Rüsttrier Aufenthalt schreibt derselbe: Während seiner Festungshaft in Rüsttrier erhielt er erst nach sechs Monaten einen Soldaten, der ihm bedienen mußte. Dieser Soldat, der jung und schön war und auf der Flöte spielte, wies dem Gefangenen mehr als auf eine Art zum Vergnügen. Diese vielen und guten Eigenschaften haben auch sein Glück gemacht. Ich habe ihn zugleich als Kammerdiener und Premierminister, mit all dem Stolge, den einer auf diese zwei Posten haben kann, gesehen.“

Wie dem auch sei: Voltaires Behauptung bestätigt auch ein Priester vom Oratorium, der 1752 in Berlin weilte und schreibt, es käme oft vor, daß Frederich einen der jungen Leute, mit denen er gespeist habe, meist Offiziere seines ersten Bataillons, zu sich ins Zimmer nähme. Letzter sei ein hübscher Mensch. Mit ihnen bleibe er bis 5 Uhr eingeschlossen, wo sein Vorleser käme. Endlich noch von dem anonymen Verfasser eines Werkes „Ueber Frederich den Großen“. Er ließ bald einen dieser schönen jungen Leute kommen, die fast stets groß und „hotes“ sind. Dieser zwischen dem Vergnügen und dem Schlaf getheilten Stunde folgen literarische Arbeiten. Eine seltsame Art, sich auf Konzeptionen des Geistes vorzubereiten . . .“

Unserer Ansicht nach dürften die angeführten Stellen zum Beweise der anormalen Betanlagung Frederichs genügen, ganz besonders insofern, als der König sich mit dem ersten Verbreiter dieser Nachrichten, Voltaire, bekanntlich später wieder veröhnt hat, ferner diese Veranlagung sich auch bei anderen Mitgliedern der Hohenzollernfamilie findet.

(Dem soeben erschienenen Werke Dr. Grafhoffs „Das wahre Gesicht der Hohenzollern“ mit besonderer Erlaubnis des Verlags Gustav Zieman, Berlin, entnommen.)

Nachstunden auf dem Straßburger Münster

Paul A. Schmitz.

722, 723, 724, 725 Straßen. — Endlich. — Die enge Wendeltreppe mündet in eine kleine Plattform. Die höchste Stelle des nordlichen Münsterbaus ist erreicht. Stöhnend schreie ich: „Nacht!“ Dieser liegt der unvollendete Sockel — und ganz in der Tiefe, 120 Meter unter dem Stein, der untere Fuß der Erde, breitet sich das Meer der Straßen von Alt-Straßburg aus. Friedlich um das Meer des Münsters gelagert liegt die Stadt. In der Ferne des Theaters und der Sternwarte spiegelt sich die untergehende Sonne, und das Gewirr der Dächer liegt verzogel im Abend.

Weiter oben der Nord. — Weit ins Elbthäl hinein, ins französische Land. Im Nordwesten steigt die Landschaft zur Zäbener Höhe hinan. — Im Südwesten hüllen sich die Hügel der Vogesenberge und stehen blaunüchtern, silberweissenhaft in der Abendhimmel.

Auf der anderen Seite, im Osten, blickt der Stadt vorgezogen, schimmert der Rhein, unruhig und schäumend. Jenseits des Rheines dehnt sich die deutsche Heimat herüber. Das hiesige Land ist ein Meer von Rhein bis weit hinaus in die blauen Berge des Schwarzwaldes. Die Schwarzwald — die Wälderwald — wie zwei tragende Brüder müssen sie auf aus der Ebene des Rheines und stehen einander gegenüber. Aber der Strom legt sich schweigend zwischen und weiß jedem sein Bereich zu.

Unter uns klingen die Mauergeräusche. Sie klingen den Abend ein. Der Turm stillt unter ihrem mächtigen Schwingen und verweilt in ihrem Schwingen leicht mit ihr an. —

In Gedenken der Mauergeräusche. Die klingen den Abend ein. Der Turm stillt unter ihrem mächtigen Schwingen und verweilt in ihrem Schwingen leicht mit ihr an. —

Die Nacht findet uns auf der weiten Plattform des Sockels. Hier haben Feuerwache und Wetterstation ihr Unter-

lamt. Tag und Nacht geht der Wächter über der Stadt seinen Feuerwache.

Die Dunkelheit hat sich unmerklich über das Land gelegt. Sterne brennen am Firmament. Die Dächer der Stadt schimmern in unendlicher Zahl grüßend zu uns herauf, aber der stämmende Atem der Straßen dringt nur noch leise bis in unsere Höhe.

Der Broderturm im Norden ragt hell ins Dunkel hinauf und verliert sich in endloser Höhe. Das grelle Licht der Bogenlampen hier unten auf der Straße springt hart gegen seine Pfeiler und Säulen an und macht dunkle Schatten in das alte graue Gemäuer. Die niedrigen Säulen erzählen aus dem Dunkel herans von der einhundert Jahre alten Vergangenheit des mächtigen Bauwerks. Von längst verjüngten Zeiten, von Kriegen, da Landstreicherköcher und Soldateskabanden in dem feierlichen Raum des Domes ihr Lager aufschlugen, von Feuerbränden, die wie Gottesfaden gen Himmel löhten, von Reuten entseelter Menschen, die gegen die Schönheit der Mauern antrantten, um sie zu zerrammern, und von unendlicher Mühe und Glauben, der Stein auf Stein ärmte, bis das zerhörte Werk wieder errichtet war . . .

Was zählt: dieser Turm liegt dort im Dunkel nicht die Erde. Er hält das Firmament, das rings um ihn am Boden kriecht. Der Wille zur Höhe lobert aus ihm, wie eine Flamme und steigt sich fernwärts dem dunklen Firmament.

Der Feuerwächter macht seine endlose Runde im Gewirr der Plattform. Unermüdlich schweift sein wachendes Auge über die dunklen Fenster. Die Stadt dort unten traut seiner Wache — und er ist sich dessen bewußt und stolz darauf.

Ich sehe am Rand der Plattform und lege ins Dunkel. Hinter mir sprudelt das reiche Französisch der beiden Wetterstationen. Seltsam klingt es in dieser Nacht. Unten in den Straßen von Straßburg ist mir die Fremdsprache der Sprache kaum an — aber hier oben, auf der letzten Höhe dieses deutschen Bauwerks, mitten in der Nacht . . . es beruhigt leltam und legt sich kühnlich auf die Seele.

Da — das prahlende Französisch verjüngt, der Feuerwächter hält inne in seiner Runde. Wer stehen alle gedankt und lauschen. Was geschieht? — Unter uns drängen Orgelstärke aus dem geschneiten Gewirr des Münsters. Aus den Afforden hören wir die Töne, gramatisch zeigen sie an, frigen sich weiter, lassen und lassen sich einander, bis sie sich jähelnd in endloser Höhe gesunden. — Nach erhebt in dieser Nacht über elphäher

Erde. Der verhaltene Jubel seines Präsidiums rauschte auf und steigerte sich zur Erfüllung.

„Was war das?“ — tritt einer der Franzosen auf mich zu, da die letzten Töne verklungen.

„Das . . . deutsche Musik . . .“ — kommen ihm meine Worte nachdenklich entgegen.

„Seltsam . . . deutsche Musik . . .“ — gibt mir der Franzose langsam meine Worte zurück.

Selbst? Ja, selbst, die Sprache, die mir eben noch fremd durch die Nacht entgegenklangen, atmet jetzt Wärme. Und wir drei stehen stumm am Rande der Plattform und schauen hinunter auf die dunklen Häusermaße der seit Jahrhunderten umkämpften Stadt. Deutsche Musik verklung in unserem Blut . . . und die gleichmäßigen Schritte des Feuerwächters hallen wieder durch die Dunkelheit.

Die Straßen haben mich wieder aufgenommen. Hinter mir liegt das Münster's hohe Fassade. Langsam trägt mich mein Schritt dem Trubel der nächtlichen Stadt entgegen.

Leb wohl du deutscher gotischer Dom in der Fremde. Leb wohl du Dom in der Nacht.

In mir verklungen leise die Rhythmen deiner mächtigen Bögen und Pfeiler. Aber den Gruß deiner Schönheit und Größe trage ich mit mir fort und biete ihn deiner Heimat!

Leb wohl du Dom in der Nacht.

Som Honig zum Zucker.

STK. In früheren Jahrhunderten war der Zucker unbekannt. Man verfuhr die Speisen meist mit Honig. Zwischen diesen beiden Süßstoffen besteht ein eigenartiger Unterschied, den erst die Forschung der letzten Jahre entdeckt hat. Der Honig enthält nämlich die zum Gedeihen des Körpers unentbehrlichen Vitamine, während der durch Menschenhand hergestellte Zucker keine Spur davon hat. Es handelt sich hierbei um das Vitamin „B“, dessen Mangel unser Nervengewebe angreift zu Nervenschwächen, wie die Beri-Beri-Krankheit führt. Der allgemeine Gebrauch von Zucker kann also sehr wohl Mißthud haben an unserer abendlichen Nervosität. Als Ersatz für den selten vorhandenen Honig kann in Hinsicht auf seine Vitaminwirkung genannt werden: Spinat, Tomaten, Grünkohl, Eier, Leber, Rüsse.